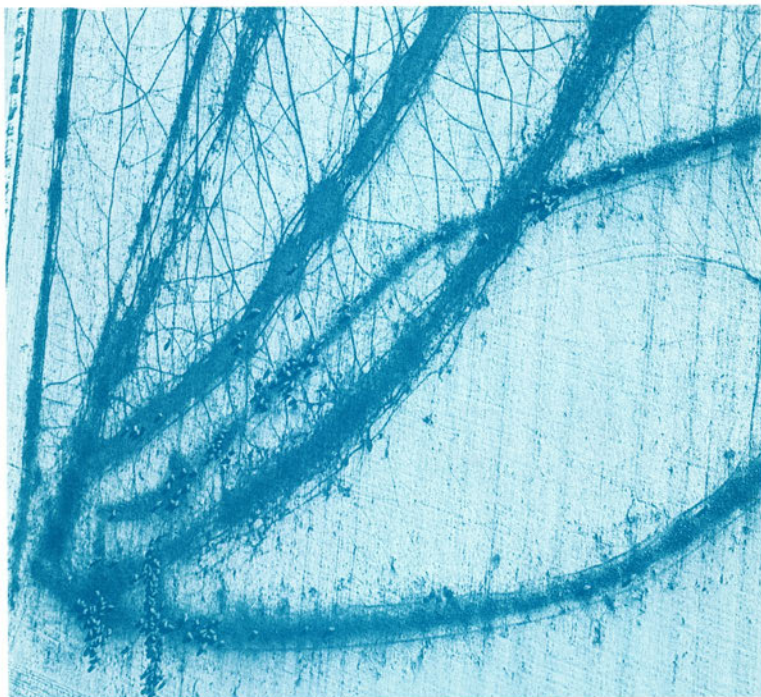


# DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE UND ANDERE VERSUCHE

23



# **DER WUNDERBLOCK**

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE UND ANDERE VERSUCHE

**23**

Oktober 1996

Lutz Mai: ... und andere Versuche 3 ■ Norbert Haas: Alle Brüder Grimm 9 ■ Theo Roos: Ein bißchen Gras und klares Wasser. Für, bei, an, zu Gilles Deleuze (1925–1995) 25 ■ Hajo Hübner: Compiled and written 27 ■ Eva Maria Jobst: Abitur 1995 35 ■ Edith Seifert: Reisenotizen, Warschau, November 1995 41 ■ Stefan Sprenger: Filme und Gruben 47 ■ Hansjörg Quaderer: Wien aus der Osten Tasche – ein Weichbild oder eine Konversation – Der Künstler war abwesend vom 12. Sept.–4. Nov. 1995 61 ■ Lutz Mai: Lesen – geplaudert – der Aufmerksamkeit anempfohlen 75 ■ Gedichte von Ulrike Jarnach 24, 34, 73

Herausgegeben von Norbert Haas, Vreni Haas, Lutz Mai und Hans  
Naumann

Redaktion dieses Heftes: Lutz Mai  
Satz: schreib- und satzstudio schwarz auf weiss, Berlin  
Druck: Rohr Druck GmbH, Kaiserslautern

Printed in Germany  
ISSN 0344-8274  
© 1996 Verlag DER WUNDERBLOCK  
Konstanzer Straße 11, D-10707 Berlin  
Alle Rechte vorbehalten  
Nachdruck mit Genehmigung des Verlags

Lutz Mai

Die Magie der Sprache ermöglicht es und verleitet dazu, aus der Luft zu greifen, was darin liegt, und einem verblüfften Publikum vorzuzeigen, wovon es alsbald nicht mehr wissen wird, was es gewesen war oder sein sollte.

Hans Blumenberg (1920 1996)

Augusttage. Einige Rotweinflaschen tief in der Nacht hinterm Elbdeich griff es einer: Andere Versuche. DER WUNDERBLOCK. Zeitschrift für Psychoanalyse und andere Versuche.

Versuche, etwas anzufügen und nicht: „Hören Sie, ich weiß es besser, Kraft meiner Ausbildung, Kraft meines verbürgten Wissens.“ Nein, es ist nicht alles ganz anders, es ist auch nicht eigentlich – es kommt bloß noch etwas hinzu: das Unbewußte, aus der Luft gegriffen. Eine Deutung bestreitet nichts, sie kommentiert nicht und liefert keine Interpretation: sie fügt hinzu. Auch: eine Deutung fügt sich. Der Psychoanalyse mag es da wie der Poesie gehen, von der W.H. Auden schreibt: „... poetry makes nothing happen, it survives ...“

Die Zeiten für die Psychoanalyse haben sich geändert seit der sogenannten Wende, die – aus diesem Blickwinkel – nichts anderes bezeichnet als das Ende des „kalten Krieges“, der immerhin auf dem soliden Fundament eines sogenannten antifaschistischen Konsenses aufbaute. Feindlich verschieden, waren sich die Kriegsparteien doch darin einig, daß es nie wieder Faschismus geben dürfe, nicht zuletzt damit hielten sie sich in Schach. Deutschland war nach den Beschlüssen von Jalta für 50 Jahre besetzt. „Hochbesetzt“, murmelt der Psychoanalytiker...

Dieses Tabu ist abgetragen. Unbefangen kann man von Carl Schmitt sprechen und Heidegger, Jünger bewundern... Opfer werden wieder gebracht, noch erst für den Standort Deutschland, und es sind bloß ein

paar Karenztage. Aber so werden alte Begriffe reanimiert. Die Rede vom Opfer, vom Sinn, in der Zwischenzeit ein Rinnsal nur, ist wieder angeschwollen. Sie spült die Psychoanalyse noch mehr an den Rand. Die Auseinandersetzung damit ist eine neue, alte Herausforderung. Mehr als hilflos, wenn wir darauf mit der Inflation solcher Fragen reagieren wie: ist die Psychoanalyse eine jüdische Affäre? War nicht für Freud die Psychoanalyse der Versuch eines Ausweges aus solchem Stellungskrieg der Fragen? Müßten wir als Psychoanalytiker nicht eher vom Verhängnis der Religion und des Religiösen sprechen, als Freud in die Ahnenreihe der Talmudisten zu stellen? Verhängnis läßt sich aus der Welt, aus unserem Leben nicht beseitigen; aber im Laufe unserer Geschichte haben wir uns einen anderen Fluch konstruiert als die Religion: die neuzeitliche Wissenschaft zum Beispiel, die im Gegensatz zum Religiösen auch Positives aufzuweisen hat. Aber eben auch – und hier ist ein Schnittpunkt – Verhängnis.

Neue Zeiten, alte Zeiten, oder: die alten Plagen, die alten Phantasien verlassen uns nicht. Am 17. April 1996 legte das „Comité national d'éthique“ in Frankreich eine Note über die Sterilisation von geistig Behinderten vor. Man muß es wissenschaftlich diskutieren... Das Gesetz „Zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ vom 14. Juli 1933 wurde Mitte der sechziger Jahre vom Bundestag aufgehoben.

Erinnerung: Da gab es zum Beispiel den Fall eines 40jährigen Architekten aus Zweibrücken, der nach einem Suizidversuch in eine psychiatrische Klinik eingeliefert wurde. Die Fachärzte konnten sich in der Diagnose nicht recht einig werden, man sprach von „Schizophrenie“, wahlweise von einem „manisch depressiven Irresein“. Das Gericht entschied: „...eine genaue diagnostische Abgrenzung ist nicht notwendig, denn beide Erkrankungen sind Erbkrankheiten im Sinne des § 1 des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses.“ Auch, daß der Architekt, wie es in einem Gutachten heißt, „eine hochwertige Persönlichkeit mit sehr wertvollen intellektuellen, affektiven und charakterlichen Eigenschaften“ war, half ihm nicht. Das Gericht entschied, „daß das Vorhandensein wertvoller Erbanlagen allein die Ablehnung der Unfruchtbarmachung nicht recht fertigt.“

Über die Aufklärung lese ich bei Voltaire: „Nous sommes venus tard en tout. Je l'ay dit et le redit. Regagnons le temps perdu.“ Diese Hoffnung, man könne die verlorene Zeit aufholen, teilt die Psychoanalyse nicht: sie spricht von Nachträglichkeit. Wir wissen nicht nur

nichts besser, wir kommen auch immer zu spät. Einen psychoanalytischen Brumaire kann es nicht geben. Anhören zu müssen, wie die Wirkungen sich ihre Ursachen greifen, ist an der Grenze des Erträglichen. Der „andere Schauplatz“ ist immer schon verlassen, wenn wir ihn betreten. Jeder Psychoanalytiker kennt den Preis, der hier zu zahlen ist, dessen kleine Münzeinheit die Einsamkeit ist. Auch darum ziehen es viele vor, von Psychotherapie und ich weiß-nicht-was noch alles zu sprechen. Aber, daß Psychoanalytiker die einzigen wären, denen es so geht, ist ein Irrtum. Die Reise an andere, unentdeckte Kontinente, weiße Flecken auf der Landkarte, da, wo die Schwarzen wohnen, findet in vielen Formen statt.

Versuch, Essai: Piraterie. Πειράω ist der griechische Ursprung und heißt: versuchen, sich bemühen. Der Kreter Kazantzakis beginnt seinen *Alexis Sorbas* mit dem Satz: *Ich begegnete ihm zuerst in Piräus* da geht die ganze Chose los. Ort der Versuchung, am Rande des Meeres. Eine andere Geschichte, die Geschichte der Schiffe, die, so groß und schwer sie auch sein mögen, durchs Wasser pflügen, ohne Spuren zu hinterlassen. Nur Zeit, nicht Raum. Ob die nicht so ganz Alten sich deswegen das Paradies als eine Erde ohne Meer vorstellten: Eine Welt ohne die Versuchung des Spurlosen?

In der Apokalypse des heiligen Johannes kann man lesen: ἡ θάλασσα οὐκ ἔστιν ἐτι. Aber dies ist nun wirklich eine andere Geschichte. Von Moby Dick, dem großen weißen, ja, weiß ist er! Wal und seinem Jäger Achab. Von Walen, die die Menschen aufs Meer ziehen; Objekten, darin der Trieb umgeht, so, daß es diese Gattung der größten Säugetiere fast ausgelöscht hätte. Die abenteuerliche Geschichte der Entdeckung der Welt ist nur zu einem geringen Teil die Geschichte von Goldgräbern.

Die Eignung exotischer Gewürze, unseren Geschmacks und Geruchssinn auf neue, bis dahin unbekannte Art zu reizen, hat beigetragen, den Seeweg nach Indien zu finden. Ein Leben ohne Pfeffer können wir uns heute kaum vorstellen. Und wer könnte mit Sicherheit ausschließen, daß es die unheimlichen Laute der Wale waren, von denen Menschen zwischen die Eisberge und in den undurchdringlichen Nebel des Nordmeeres gezogen wurden? Daß am Ende einer solchen gefährlichen Reise manchmal auch ein ansehnlicher Geldertrag stand, mutet eher wie ein Schleier an, der sich über andere – sinnlichere – Motive legt, die wir uns lieber nicht eingestehen wollen. Andere Versuche...

Bei dem Versuch, die Welt zu alphabetisieren, in eine Ordnung von A bis Z zu bringen, bestehen wir Psychoanalytiker auf einer anderen Ordnung als auf einer aus Erbe, Genen, Blut, Rasse und Vorsehung. Sie findet ihren Widerhall in der „Grundregel“. Wir machen uns damit lächerlich. Vielleicht ist es die Ordnung eines Aleph Beth ohne Vokale?

„Ja es könne so sein, aber ebensowohl auch anders. Es hätte ihm auch etwas anderes einfallen können, was ebenso gut und vielleicht besser gepaßt hätte.

Es ist merkwürdig, wie wenig Respekt Sie im Grunde vor einer psychischen Tatsache haben! Denken Sie sich, jemand habe die chemische Analyse einer gewissen Substanz vorgenommen und von *einem* Bestandteil ein gewisses Gewicht, so und soviel Milligramm, gewonnen. Aus dieser Gewichtsmenge lassen sich bestimmte Schlüsse ziehen. Glauben Sie nun, daß es je einem Chemiker einfallen wird, diese Schlüsse mit der Motivierung zu bemängeln: die isolierte Substanz hätte auch ein anderes Gewicht haben können?“ (Freud, GW XI, 42).

Die Ordnung: „Zeitschrift für Psychoanalyse“, „Zeitschrift für Literatur“, „Zeitschrift für Wissenschaft“ ...

Die Ordnung: „Psychoanalytiker, Autoschlosser, Lacanien, Kellner, Professor, Hausfrau ...“

Die Ordnung: „Schwarz und Weiß, Jude und Christ, Christ und Heide ...“

Die Ordnung: „Wissenschaftlich und esoterisch ...“

Die Ordnung: „Erscheint 4 mal im Jahr ...“

Die Ordnung: „Die Ursache ist vor der Wirkung ...“

Wir leben mit einer Sprache in einem Land, in welchem von Ordnung zu sprechen mehr als anderswo die herrschende Ordnung meint. Die List – und wenn es die des Herrn K. ist –, die zu unseren menschlichen Möglichkeiten gehört, mit der Tyrannei, genauer, mit unserem Wunsch nach Tyrannei, Beherrschung, zu leben, ist hier verdächtiger als anderswo. Denn die List hat Flügel aus durchscheinendem Pergament und ein Steuer aus Wünschen... Auch davon weiß man, wenn man versucht, in Deutschland als Psychoanalytiker zu leben.

Was so unterkommt, nicht erinnert, auch nicht eräußert, sondern eben: souvient: begleitet wurde die Aufschrift dieses vorwortlichen Gestrüpps von Edith Piaf, die von sich sagte, daß sie die Worte beiße,

qui dansait la valse à l'envers, deren Mund nicht genügsam genug war, um keusch zu sein und, à la fin, sie leben zu lassen. „Sont drôles, les hommes!“ Die sagte, Männer hätten immer ein paar Münzen in der Tasche, quelques balles, und daß sie sich, singendes Straßenmädchen, nie nach Geld gebückt hätte...

Junitage in Omaha Beach, Heldenschatten überall und beim Frühstück heiße Schokolade und geröstete Baguette, ich war 11 und Großmutter meinte hinter ihrer Zeitung: „Ich fahr' mit dem Jungen nach Dieppe zur Piaf, er ist jetzt in dem Alter“, und später, viel später hörte ich, daß man diese Tournee „Tournée de suicide“ genannt hatte, und in Paris erzählten sie sich, die Piaf sei tot, und am Abend sang sie in Dieppe und im Hotel schminkte sich Großmutter nicht, sie meinte, sie werde sowieso weinen, und so habe ich meine Großmutter ein einziges Mal weinen sehen, ein einziges Mal nur und nicht bei all dem anderen, das da noch Ansprüche an sie stellte, die Piaf war nicht tot, sie sang und alle waren gekommen, nicht, um sie ein letztes Mal zu sehen, sondern um bei ihr zu sein, wenn es denn sein mußte, und es mußte sein, parce qu'elle avait une bouche qui lui permettait et coutait la vie, und hinterher sprach keiner ein Wort und ich ahnte, was das heißen kann: ein anderes Land, ein Land, in dem auch meine Großmutter weinen konnte, das war was, und ein paar Jahre später verliebte ich mich in ein Café gegenüber vom Graumont, stand zwischen solchen, die unrasiert und ungewaschen, schwarze Nikotinflecken an den Lippen, plötzlich über Rimbaud sprechen oder Bataille oder aus ihrer Plastiktüte, Monoprix, eine in ein Samttuch gehüllte Trompete hervorholen und Feuilles mortes spielen, ein anderes Land eben, ein Land, wo auch ein Penner von Rimbaud sprechen darf, oder ein Land, wo die Fähigkeit, Feuilles mortes zu spielen, als wäre es nur ein einziger Ton und doch ein Stück, wo solche Fähigkeit niemand zwingt, nicht als Penner zu leben, der dort Clochard und eben nicht Penner heißt...

Vielleicht gibt es Sprachen oder auch nur Sprachregionen, in denen man besser weiß, daß man an Sprache nur scheitern kann – selbst, wenn es grandios ist? Neulich sprachen zwei auf ihrer Reise ins Grenzland des Deutschen, in jene Sprachprovinz, der man nachsagt, dort sei ein Genuschel und Gemauschel, und unsauber sei es, einen Text, geschrieben für einen Mann und eine Frau, die sich, wie man so sagt, erkennen: „Ikh wais Dikh nikht, ikh wais mikh nikht.“ Das sagt man nicht, das tut man nicht, richtig heißt es so und so und die Hände liegen beim Essen auf dem Tisch, und wenn das jeder machen würde...



Hans Blumenberg hielt Seminare, die waren wie gutes Kino, man kniff die Augen zusammen, wenn man da herauskam und ins Licht des Fürstenberghauses der münsterschen Universität trat – man konnte niemandem berichten, worum es gegangen war, man konnte, besten falls, eines: nacherzählen. Eine Schule kann man so nicht machen. Eine Karawane, die sich um Nachterzählungen versammelt, schon.

Der WUNDERBLOCK, Zeitschrift für Psychoanalyse und andere Versuche. Ins Dach regnet's fortan rein.

Für Hans Blumenberg ein Steinchen. Mir kommen ein paar Zeilen in den Sinn, die Nelly Sachs zugeschrieben werden:

Schweigend spricht der Stein  
vom Martyrium der sechs Millionen,  
deren Leib verwandelt in Rauch durch die Luft zog.  
Schweigen – Schweigen – Schweigen

Berlin/Hamburg, im April 1996

## ALLE BRÜDER GRIMM

---

Norbert Haas

Alle Brüder Grimm, sagten Sie, liebe, verehrte Frau Mayröcker, es war Ihre Formulierung. Sie hatten gelesen, im Literarischen Colloquium am Wannsee, aus einem Buch, das im Entstehen ist, und es war so still im Raum, als hätten Sie es im Augenblick aufs Papier gebracht. Aus den wechselnden Stimmen Ihres Textes klang dieses eine Alle, ein seltsamer Operator, *alle Brüder Grimm*.

Sie hatten gelesen, als der Herr aus dem Archiv, Friederike Mayröcker Archiv in Wien, der neben Ihnen am Podium saß, bemerkte, er habe das Wörterbuch der Grimms bei Ihnen im Regal stehen sehen. Damit war für ihn wohl inventarisiert und abgelegt, was Sie gelesen hatten.

Es kam, daß ich die Woche darauf, erkrankt an einem Virus, mehrere Tage und Nächte über Ihre Formulierung phantasierte. Sie erschien mir, wiederholt sich ankündigend und sich entziehend, wiederholt in sich selbst mündend, von paradoxer Klarheit: Alle Brüder Grimm sind alle Brüder Grimm. Es war anstrengend. Ich habe dann, als es wieder ging, in den Briefen der Brüder Jacob und Wilhelm gelesen, gesammelt von Hans Gürtler und nach dessen Tod herausgegeben und erläutert von Albert Leitzmann. Es schien naheliegend, auch geboten durch einen heranrückenden Termin, an dem mich hinzustellen und zu verkünden, was die Botschaft des Fiebers war, ich nicht den Mut habe. Zu sagen *Language is a virus* und kein Wort mehr, soweit bin ich nicht.

Ich wollte diese Briefe lesen, und wenn ich mich damit auch von Ihrer Formulierung entfernte, so war doch das Bedürfnis, ihr Bedeutung abzugewinnen, sie dem sich wiederherstellenden Normalverkehr zwischen den psychischen Provinzen einzupassen, sie zu lesen als

Briefe an Bettina, an Karl Bartsch, an Friedrich Blume, an Hyazinth Holland, an John Mitchell Kemble, an weitere, an mich, an Sie, sie zu lesen als

Wortsachen, Wortaffären, Spuren, Funde, auch Kleines und Kleinstes, aus einer Zeit, in der ganze Literaturen zu entdecken waren, die mittel- und althochdeutsche, die angelsächsische, die isländische, die finnische, und wie sich die Entdecker gefreut haben, als die Edda und der Parzival im Druck erschienen, hier ein Fragment aufgetaucht war, dort ein anderes, wie aufgeregt sie waren, wenn es um den Austausch von Lesarten ging (anders heute, wo von „Lesart“ die Rede ist, wenn sich einer bei seiner Lektüre was in den Kopf gesetzt hat), und welches Ereignis es war, wenn sich aus der Makulatur eines Bucheinbandes ein paar Verse gelöst hatten als Brücke zwischen Stellen, deren Zusammenhang bis dahin dunkel geblieben war.

Vielleicht habe ich mich auch nicht von Ihrem Wort entfernt, liebe Frau **Mayröcker**, bin nur ein Stückweit seiner Herkunft nachgegangen. Aus etwas wird es tradiert sein, dieses Alle **Brüder Grimm**, so unbeschwert es geklungen hat im Augenblick.

Daß ein jeder sein eigenes Herkommen hat, das sich in Teilen mit **dem Herkommen von anderen decken kann**, darf als selbstverständlich gelten. Sie haben, um nur eins anzuführen, ein besonderes Verhältnis zum Englischen; ich bin mit dem Englischen nie auf einen festeren Zweig gekommen (was mich nicht hindert, in „Minimonsters Traumlexikon“ zu lesen). Gleichgültig ist das nicht. Aber um wieviel weiter reicht, daß Ihre Formulierung nicht eine Vereinigung behauptet, sondern **den Schnitt**, mathematisch gesprochen, und daß dies bewirkt wird durch die Nennung eines Eigennamens. Sie verhindert geradezu den **allgemeinen Gedanken einer Verbrüderung**.

Daß Sie von dieser logischen Form Gebrauch machen, erinnert den anderen Zustand, das Fieber. Irgendwann haben sie alle, diese Bettinen, Kembles, Blumes, sich an dem Virus angesteckt, der die beiden Grimms erfaßt hatte, und nicht nur in dem Sinn, in dem es für alle Menschen gilt, sondern auf eine ganz eigene Weise, die sie unter sich ähnlich machte, wenn auch nicht gleich. Jacob sieht sich bei einer zweiten Auflage seiner „Grammatik“ gezwungen, alle vier Bände der ersten über den Haufen zu werfen, und wird nicht irre daran. Andere hatten dem rein Sprachlichen weniger entgegenzusetzen. So war Georg Friedrich Benecke, jeder Germanist kennt ihn, und wär's nur unter dem Dreifaltigkeitsnamen **Benecke Müller Zarncke**, schon in geistige Verwirrung geraten, als Jacob einen seiner schönsten Aufsätze, „Frau aventure klopft an Beneckes tür“, an ihn adressierte. Er wußte genau, wie es um den Älteren stand und was für eine Schrift er ihm zusandte.

Es waren keine verstaubten Gelehrten, diese Entdecker, es waren Abenteurer und Begeisterte, oft Schulmänner, Bibliothekare, Rechtsgelehrte. Amateure im besten Wortsinn. Ihr exzessiver Umgang mit den Sprachen barg gewisse Risiken. Universitätsprofessoren wurden sie oft eher aus Not und weil sie unvermeidlich an einem akademischen Fach bastelten, der Germanistik, es soll nicht übergangen werden. Es gibt den Zwang des Diskurses. Und seine relative Sicherheit. „Die gewünschte akademische Stellung“, schreibt Jacob Grimm an Bartsch, „wenn Sie fortfahren danach zu begehren, wird Ihnen nicht entgehen, solche Übergänge von Gymnasium zu Universität erfolgen ja nicht selten. Ich bin sogar aus einer juristischen Laufbahn zum weichen und wolthuenden Amt eines Bibliothekars und endlich **erst aus diesem in die Universität gelangt.**“ (21. August 1855) Es klingt wie ein Trost, aber wer tröstet wen? „Weiche(s) und wolthuende(s) Amt eines Bibliothekars“, als Grimm das schreibt, ist er Jahre schon Professor in Berlin und genötigt, einen beträchtlichen Teil seiner Zeit in akademischen Sitzungen und auf Abendgesellschaften zu verbringen. Und wärmt sich doch, wie derselbe Brief zeigt, am alten Feuer: „*geforderet von hermelin* p. 229“, teilt er Bartsch mit, „ist wie *Crane*, 4, 309; *brun scarlachen ein rîche want* p. 229 wie *scharlakenwant*, 4, 308; *des bosen gotesmannes heil*, p. 230 wie *guten mannes heil* (Haupt 2, 179).“

Von Bedrohung dieser neu gewonnenen Lust ist die Rede (auch an Bartsch, 10. November 1857): „Wegen anderer gereimter Sachen von Wickram müßte ich erst auf die Bibliothek und mich erkundigen, was ich jetzt gerade nicht kann, da mir gestern Abend ein Laternenanzünder seine Leiter ins Gesicht gestoszen hat, wobei wenig fehlte, dasz mir das linke Auge ausgestoszen wurde, aber das Gesicht ist mit Blut unterlaufen und geschwollen.“

Ein Laternenanzünder, liebe Frau Mayröcker, der mit gefährlichen Gegenständen hantierte, *saß neben Ihnen am Podium*, jedenfalls erschien er mir an dem Abend als solcher. Und könnte doch Bruder sein, vermöge einer kleinen Wendung der Gedanken, derzufolge Wörter nicht auf Reales verwiesen, sondern real wären. Wahrscheinlich würde ihm die Erkenntnis wie Blei auf den Kopf fallen müssen, aber ohne sie geht es nicht. Real in Texten sind die Wörter.

Er habe recht mit seinen Beobachtungen, sagten Sie, und anderes konnten Sie zu ihm auch nicht sagen, nachdem Sie gelesen hatten, und er hätte zuhören können. Wörter sind nicht so einfach zu archivieren,

weil sie selbst Archive sind, der Berührung und Ähnlichkeit, Räume, in denen *brun scarlachen ein riche want* ist wie *scharlakenwant* und *geforneret von hermelin* eine Resonanz, bereit, sich zu entfalten.

Irritiert hat mich eines, das Sie über das Lesen in sehr alten Büchern sagten. Daß diese sich auflösten, daß sie in der Hand zerbröckelten beim Lesen, es klang wie Ekel, nicht Ekel angesichts eines Zerfalls, doch beim Anfassen des Zerfallenden. Wie hätten Sie sonst den Gedanken gehabt, man sollte sie mit Handschuhen lesen. Dafür habe ich keinen Beleg bei den Grimms gefunden, Krankheit schon, sie kränkelten oft, besonders *Wilhelm*, aber nicht Ekel.

Doch vielleicht täusche ich mich ganz und gar über die Qualität der Sensation, die Sie angedeutet haben. Vielleicht ist der Umstand, daß die Person, der es geschieht, im Bett liest, wichtiger, als es mir im Augenblick erschienen ist. Es wäre dann nicht Ekel, es wäre eher ein Gruseln und damit tatsächlich eine Erinnerung der Grimms und an eines ihrer Märchen, demzufolge nirgendwo das wahre Fürchten zu lernen ist außer im Bett. In der Tatsache des Geschlechts.

Einen „scherzhaften Schluß“ nennt das Wilhelm Grimm in seinem Kommentar zu den „Märchen“, Wilhelm, der krankheitsanfälligere der beiden, der mit Religion und Familie diesbezügliche Eindcutigkeit gewählt hatte. Jacob, stelle ich mir vor, hätte Sie auf das Faktische aufmerksam gemacht, zum Beispiel darauf, daß dieses Rieseln von Materie, das Sie beschreiben, sich dem Umstand verdankt, daß Bücher deutscher Sprache meist in Schweinsleder gebunden wurden, das fettarm ist, und nicht in das geschmeidigere Ziegenleder oder in Chagrin!

Dem Buch, das in der Hand zerfällt, wird eine Empfindung entsprechen, an der Subjekt und Objekt nicht leicht unterscheidbar sind. Geschieht es an einem Gegenstand, den der Leser in der Hand hält, oder geschieht es ihm? Man erinnert sich, wie schnell die Nachricht sich verbreitete, alle Bücher ab etwa 1800 hätten wegen des Säureanteils neueren Papiers noch eine Lebensdauer von fünfzig Jahren, und wie schnell sich die Bibliotheken entschlossen, ihre Bestände auf Mikrofilm aufzunehmen. Es war keine harmlose Nachricht. Und als harmlos konnte ich nicht empfinden, daß just bei einer Übersetzung, die meine letzte in einem bestimmten Genre sein soll, die meistgebrauchten Wörterbücher, Sachs Villatte, Bertaux-Lepointe, auch vier Bände Duden, sich in einzelne Blätter aufgelöst haben. Ich kann mir die Bücher neu besorgen, aber wo werden dann die Pfeilchen, Kringel

und Marken sein, die ich mit den Jahren eingetragen habe, wo der Duft französischer Bücher der zwanziger, der sechziger Jahre?

Die Auflösung ist der Fall der Sprache. Aus welchem anderen Grund hätte Benjamin (Hölderlin ein Jahrhundert zuvor) so in die Irre laufen können mit der Annahme eines Originals von Sprache. Woher auch die Sprachursprungstheorien am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wenn nicht aus diesem Schrecken. Ein Bruder, Jacob Grimm, scheint diese Benjaminsche, Hölderlinsche, Herdersche Sensation nicht gekannt, ihr jedenfalls nicht stattgegeben zu haben, wenn er in seiner Akademievorlesung von 1847, „Über das Pedantische in der deutschen Sprache“, von Beginn an sagt, daß die Sprache *von Natur blöde* ist.

Und noch einer, den Sie in einem Ihrer Bücher erwähnen, in einer rhetorischen Wendung, deren Name mir im Moment entfallen ist, aber um nachzuschlagen **haben** wir ja Lausberg und neuerdings Wolfram Groddeck, spricht von dieser Blödigkeit. Ich darf aus „Das Herzzerreißende der Dinge“ zitieren: „unzeitgemäß, also bin ich unzeitgemäß, und anachronistisch gestimmt, ich habe Angst davor, befragt und ausgefragt (leergefragt) zu werden, diese Sperren in meinem Kopf, **wenn** jemand mich auszufragen beginnt, wenn jemand wissen will, was ich alles gelesen habe in letzter Zeit, **HABEN SIE PROUST, HABEN SIE POUND, HABEN SIE WITTGENSTEIN, JOYCE GELESEN, LENIN, LACAN** – wehe, ich habe nicht.“

Sie haben, liebe Frau Mayröcker, nach den Regeln der Rhetorik haben Sie. Die Rhetorik, die Tropen, sie gelten, üben ihre Macht, auch wo man sich **entziehen** möchte. Dieses Bröselgefühl von Sprache insbesondere, wie man's auch macht, ihm Ausdruck zu geben, ob man vorzieht es auszustellen oder es lieber verbergen möchte, gleichviel, sowie's auf dem Papier steht, wird man bei Lausberg nachlesen können, wie man es **angestellt** hat. Offen schalkhaft wird es am besten zu machen sein, der Beginn Ihres Buches zeigt es: „ich kann mich verständigen, ich kann mich nicht verständigen, ich bin einmal da einmal dort, ich bin einmal mit ihm, ich bin einmal ohne ihn, ich gehe mit Goya um, ich gehe mit Dalí um, ich kann mich mit Goya verständigen, ich kann mich mit Dalí verständigen, mit Derrida sofort, undsofort [...]“.

Wehe, Sie haben **FREUD** gelesen. Sie wären, Sie wissen es, mit ihm an einer Grenze, an der ein Undsofort nur bedingt da wäre. Die Grenze erkannt zu haben, sie respektiert, ihr Respekt verschafft zu haben, verdanken wir (wie liebe es sich besser sagen!) allen Brüdern Grimm. An dieser Grenze liegt, daß an Sprache, der fallenden,

bröselnden, blöden, bleibt, was immer (noch) von ihr ist – und von was sie ist. Kein Ursprung, kein Originäres, doch ein Rest, Rest eben von Blödigkeit. Mehr ist dem Menschen von der Natur nicht geblieben. Ein Undsofort, das das Zusammentreffen meint, den Fund, und auch die Bitte darum.

Was die historische Leistung der Brüder Grimm ist, bleibt zum großen Teil noch zu entdecken. Wäre als erstes nur der Schutt von Deutschtümelei abgetragen, der auf dem Bild der beiden liegt, und Schutt war es selbst 1968 noch, als in germanistischen Seminaren „Brüder Grimm, schlimm, schlimm“ skandiert wurde, wäre bei Jacob Grimm, am Beispiel der deutschen Sprache, zu lesen, womit er die Corona der Berliner Professorenschaft konfrontierte: „Als es mir [...] gelang, einige vormals verkannte Tugenden dieser Sprache, da sie von Natur blöde ist, aufzudecken und ihr den Rang wieder zu sichern, auf welchen sie *unter den übrigen* von Rechts wegen Anspruch hat, so konnte es nicht fehlen, daß ich auch vielerlei Schaden kennenlernte, an dem sie offen und geheim leidet. Es scheint nun aller Mühe wert, uns über solche Gebrechen nichts zu verhehlen, denn wenn sie schon nicht ganz zu heben sind, beginnt doch ein ernstes Gemüt von seiner Angewöhnung abzuweichen und sich liebevoll auf den besseren Pfad zu kehren, der ihm gezeigt worden ist. Ernst und Liebe stehn uns Deutschen nach dem Dichter wohl, ach, die so manches entstellt.“ (Hervorhebung N.H.)

Und nicht über Fremdwörter und schädliche Einflüsse spricht Jacob Grimm dann im Fortgang der Rede, sondern von krampfhaften Eindeutschungen und der Bornierung auf ein vermeintlich Eigenes und Eigentliches. Ein Leben lang hat er auf den Reichtum der verschiedenen Sprachen und Dialekte hingewiesen – und auf ihre Verletzbarkeit (so mag eine „unter den übrigen“ nicht allein eine Sprache unter den anderen Sprachen heißen, sondern auch eine unter den Sprachen, die noch übrig sind (quae supersunt) ). Er hätte sich sofort darüber verständigen können, er hätte sich sofort auch nicht darüber verständigen können, was es heißt: alle Brüder Grimm.

Beim Anhören einer Kassette mit jiddischen Liedern denke ich darüber nach, wie eigentümlich gleichzeitig ich viel und wenig an diesem deutschen Dialekt verstehe. Es ist kein Grund zur Verlegenheit. Solange ich um Transkription bitten kann und um die Auflösung von dunklen Stellen.

(Januar 1996)

Lieber Lutz,

... „im Herbst einen Granatapfel mit einem Raki dazu“, das mußte Dir noch Zukunft erscheinen, als Du im Juni geschrieben hast. Jetzt ist November. Ich weiß, ich hab Dein Neujahrsfest verpaßt, unbeweglich, wie ich war, der Übersetzung wegen. Nehmen wir ein nächstes.

Unglaublich, dieses 1995. Auf Deinen Brief aus Berlin, antworte ich Dir nach Hamburg. Du hast Dich immerhin *bewegt* in diesem Jahr, und wenn Du hundertmal sagst, daß es nicht der midnight train nach Georgia war, so ist es doch eine Veränderung. Du wohnst recht komfortabel unterm Dach, an einer hübschen Impasse, und Schiffe und Hafen sind zu hören und zu riechen die Holstenstraße herauf. Überhaupt ist Hamburg weit besser aeriert als Berlin, entschieden ein Vorzug. Vor Jahren freilich war es auch hier noch anders. Draußen, nachts, und wenn der Wind richtig stand, war Ostsee auf dem Kurfürstendamm, und die Mövenschreie machten Sinn. Wissen die Hamburger, was sie für einen Luxus haben? Sie gehen allerdings früher schlafen, sagst Du, das dürfte ein Problem sein.

Bullaugen und Luken sind in der neuen Wohnung, und alles ist recht bootsmäßig eingerichtet; Bücher, Seekarten, Filmrollen, Fotos, Couch, Tisch und die graugrünen Flimmerschirme, sie haben ihren wohlbedachten Platz. Beste Bedingungen, daß für das Einkaufen, fürs Zigarettenholen, für den Besuch im „Charivari“ mit seinem kuriosen Geranten (Livres, disques et vidéos français, Mo–Fr. 15.00 18.30 oder nach Vereinbarung) nicht einfach Gänge zu machen sind, sondern Landgänge.

Vergleiche bringen nicht viel, aber auffallen muß es, wie anders die neue Wohnung ist, gemessen an der alten Berliner und ihrer Weite, in der man spazieren gehen konnte, wenn es einem draußen zu eng war. Daß jetzt noch ein Türmchen fehlt, der Ausguck, in den Kapitän und Kaufmann steigen, um sehen zu können, was im Hafen los ist (die schönsten dieser Türmchen, „Laternen“, oder heißen sie anders? die Literatur dazu ist gerade verliehen, habe ich in Rönne auf Bornholm geschen), das hast Du, amüsiert, von Dir gewiesen. Wahrscheinlich hast Du recht, es ist etwas für gewesene Kapitäne. Für unsereinen zu melancholisch.



Erstaunliches geschieht. Nie habe ich von Dir so viel Musik auf Cassetten bekommen wie jetzt. Und nie habe ich Dich früher um die Transkription eines Liedes gebeten, die Du mir auch prompt geschickt hast.

Papir iz dokh waiss  
un tint iz dokh schwarz

und Du schreibst dazu: „Der Text ist von Yoël und mir eingerichtet; er weicht von dem ab, der auf der Cassette ist, ist aber genauer, oder: macht aber etwas mehr Sinn.“

Für diese Bemerkung hättest Du keinen besseren Zeitpunkt wählen können. So paradox es als Formulierung klingt, ein „ist aber genauer, oder: macht aber etwas mehr Sinn“, das war es, wäre es gewesen, ein Leitton, auf den ich mich hätte verlassen sollen bei meiner Arbeit an der „Ethik“. Ein paradoxer Gedanke, ich habe ihn abgewehrt und ihm vielleicht gerade dadurch solchen Raum gegeben. Ein alter Gitarrentrick, den ich einfach vergessen hatte: **du** spielst im Outtone-Bereich, und es geht bestens, solange du den Leitton mitdenkst.

Dabei war die ganze Übersetzerei ein einziges Signal: Ich hätte mich zu einer eigenen Transkription und zu einer Einrichtung des Textes entschließen sollen, die meine gewesen wäre. Wußte es von Anfang an und habe es nicht getan. Die Eingriffe in die vorliegende Transkription, es gibt sie, sind minimale geblieben, während mein Unmut sich von Seite zu Seite gesteigert hat.

Der Leser, glaube ich, wird davon wenig spüren, es ist ja auch etwas, das man nicht auf seine Kosten austragen soll. Er wird sehen, daß die Arbeit brauchbar ist und vielleicht mehr als das. Aber mich hat es zuviel gekostet. Wär's nach mir gegangen – schon komisch, daß ich mich so ausdrücke, wo es doch meine Arbeit ist –, hätte ich größtmögliche Wörtlichkeit angestrebt, wo es gerechtfertigt ist, und Umschrift, auch Zusammenfassung, sogar Auslassung, wo es mit geboten erschien (Vor Jahren hat Jochen Metzger Überlegungen in dieser Richtung angestellt.)

Ich möchte jetzt nicht von den Qualitäten dieses Seminars sprechen. Es gibt Wahnsinnsstellen, die funkeln und prickeln. Manchmal hat der alte Zigeuner wirklich *duende*, auch in diesem Seminar. Wie lösend beispielsweise nach all der Philosophiererei die Antigonekapitel sind, deren Ironie mir freilich nur langsam, erst beim Übersetzen aufgegangen ist. Aber: Lacan ist in diesem Seminar oft sehr neben seinen Schuhen, und die französische Transkription macht es durch

ihre indifferente Gläubigkeit nur schlimmer. Ich mußte jeden Eigennamen, jedes Zitat überprüfen, die lange Liste der Helfer, die Miller am Ende des Buches anführt, ist eine einzige Peinlichkeit.

Dem Leser soll nicht vorenthalten werden, was Lacan in diesem Seminarjahr umgetrieben hat, aber auf die Form, in die es gebracht wird, wäre es angekommen. Ein Problem ist, daß im Buch wie geschrieben aussieht, was nicht geschrieben ist. Daß er spreche wie geschrieben, Lacan mag es behauptet haben, es ist ein Irrtum. Und in diesem Seminar besonders. Denn die Übellautigkeit, die *humeur malsaine*, die der Entwurf einer psychoanalytischen Ethik mit sich führt, mit Notwendigkeit, wie Lacan betont – etwas sehr Wichtiges in diesem Seminar, vielleicht sein Gravitationszentrum –, verlangt im Geschriebenen einen anderen Umgang als in der Rede. Ich weiß nicht, welchen, aber es wäre mir schon eingefallen.

Gerade in diesem Punkt wird klarer, weshalb die „Ethik“ das einzige Seminar ist, aus dem Lacan ein Buch, eine Schrift machen wollte. Die *humeur malsaine* ist dafür sicher ein Grund. Wußte der Transkriptor, daß er vor diesem Problem stand? Er hat sich entzogen. So haben wir jetzt auf obszöne Weise die Ausstellungen eines gespreizten Jargons, zum Beispiel in den Kapiteln über höfische Liebe: Namen über Namen statt einer einzigen Liedzeile aus der Troubadourlyrik, Vorführung von Wissen, das sich keinem einzigen Text aussetzt, mit Ausnahme des einen von Daniel Arnaud, der aber ausschließlich zur Exposition der Phantasie vom Loch, von der Leere dient, die auf dem ganzen Buch lastet. *Le das Ding*, wie es aussieht, das Zentrale an der „Ethik“ – ein theoretischer Flop.

Als Student hätte ich mir solches von meinen Lehrern nicht bieten lassen, habe es auch nicht. Und was nutzt der Hinweis, den ich tatsächlich vor kurzem (in Paris) bekommen habe, daß Lacan vor einem illiteraten Publikum spreche, vor Juristen und Medizinern. Wenn daran etwas ist, macht es die Performance nur schlimmer. Hätte er ihnen doch ein paar Zeilen aus dieser reichen Literatur vorgelesen. Genau das hat er nicht. Es gibt ein schreiendes Unvermögen in diesem Buch, dessen Dokument wertvoll ist, doch es geht unter in der grandiosen Selbstinszenierung.

Es ist jetzt vorbei. Ich hab es zu Ende gebracht und abgeschickt. Yoël und Du, Ihr habt ein glücklicheres Genre gewählt mit dem *lidade*. Singbar soll's sein und spielbar für Euch. Und wenn ihr am 28. März in Antwerpen Premiere habt, möchte ich dort sein, möchte hören, wie

Ihr, zum Beispiel, das Wort *libelakh* bringt, sicher so unverwechselbar wie Miriam Meghnaghin (*liben*, heißt's bei ihr), und sicher anders. Worauf's halt ankommt. Daß Ihr Penderecki auf einer ES 335 spielen müßt wie ich zwei Jahre lang, wird Euch nicht passieren. Ich höre gerade ein Livekonzert von Melissa Etheridge im Radio, sie ist im Moment bei einem Medley von Songs von Janis J., Blues, ja, der auch mit übler Laune zu tun hat, doch wie anders!

Und dann eben

Papir iz dokh weiss  
un tint iz dokh schwarz  
tsu dir, main siss libelakh,  
ziht dokh main harz

als ob man's vergessen könnte!

Also nächstens, sehr nächstens einen Granatapfel, und vielleicht gehen wir auch mal ins Studio, 16-Spur-Machine, gute Mikros, die Instrumente (ich habe jetzt eine blaue Paul Reed Smith), und vielleicht ist Yoël Caro dann gerade auch im Land oder Bente Kahan oder Miriam Meghnaghin, und wir könnten hinhören.

Ach übrigens, für eine Formulierung in Deinem Brief möchte ich Dir noch danken, „Wortschären, aus dem Sprachmeer aufgetaucht“  
(November 95/Januar 96)

Ein Brief

Berlin, den 26.02.96

Lieber Norbert,

da war noch so ein Zufall, ein Versehen: am Sonntag traf ich Gideon. Er hat sein New Yorker Kritikerleben Hering im Smoking, sagt er immer – vor Jahren wegen einer barfüßigen Sabra aufgegeben und finanziert nun seine Schreiberei mit Hühnerzucht in der Nähe von Haifa. Saßen da, Berlinale-verkatert, zwischen allerlei Wichtigen und Wichtigeren, denen, die, wenn sie's könnten, eine ganze Welt anzünden, und es wird doch nicht warm. „Für wen bist Du denn hier, Gideon?“ „Wenn ich das mal wüßte ...“ „???“ „Na, eigentlich für Dabar, aber die scheinen, kaum daß ich die Redaktionsräume verlassen hatte, nach 70 Jahren pleite zu sein...“ Nun, wer liest auch schon „Dabar“, die betuliche Gewerkschaftszeitung. Man gibt sich – wie

damals beim „Vorwärts“ – damit zufrieden, daß sie in einer Ecke des Kiosk hängt. Nur ein Nachtrag und, ach natürlich, wie einfach es ist: „Dabar“ ist das Spiel mit der zweifachen Bedeutung: Es heißt nämlich Wort und Sache, Ding. Dabar rischon, das erste Wort, die erste Sache. Keine Unterscheidbarkeit. „Am Anfang war das Wort/die Sache.“ Dabar rischon ist nicht Ursache, auch nicht causa. Die kleine Spule vielleicht: „Fort/da“. Aber wer denkt schon, wenn er Seminar XI liest, an Maxen's Café auf der Dizengoff, wo das Blättchen immer aushängt, aber nie gelesen wird? An den Pioniergeist, der aus der alten Sprache ganz neue Lieder schlug, schreckliche Kampflieder erst, aber jetzt schon welche, die von Liebe handeln und gutem Essen? So weit ist's manchmal auseinander. Auch ein Nachtrag zum Ethik-Seminar, ein Text, in dem ich mich bewege wie in einer Ausstellung. Wegen Dingens.

Samstag übrigens, das war der Abend des Shabbat Sachor, des Erinnerns – eine Woche vor Purim. Vom und mit dem Erinnern leben wir, nicht mit Vergangenheit, der Geschichte. Haben wir nicht. Haben nur Erinnern.

Herzlich  
Dein Lutz

#### HAARIGE GLSCHICHTEN

Lieber Stefan,

es hält sich, es bleibt, dieses Bild einer „unsichtbaren Aztekenstufenpyramide über dem Tal“, das Dir zu der Menches-Geschichte eingefallen ist. Hat sich festgehakt bei mir wie die Geschichte selbst.

Ich war im Land, als es passierte, in dem heißen Sommer 86, hörte die Leute darüber reden und las die Kommentare und Berichte in den Zeitungen. Menches. Eine Bestie war aufgetaucht in einem friedlichen Land, hatte an dessen nicht so friedliche Basis gerührt. Hatte an Verhältnisse gerührt, über die man öffentlich nicht spricht. Namen sickerten durch, auch prominente. Als er dann geschossen hatte, Menches, war es klar, er mußte zur Strecke gebracht werden. Und das geschah auch. Als es vorbei war, hießes: „ein Eierdieb aus dem Rheinland“, damit werden wir fertig, das hätten wir.

Doch ich sehe ihn immer noch durch die Maisfelder rennen, sich in Auwäldchen verstecken, sehe, wie er zu fliehen versucht und nicht wekommt, sehe, wie er bei der Tardisbrücke nahe Landquart sich stellt und von einem nervösen Beamten erschossen wird.

Weißt Du, ob es mit Ausnahme der Untersuchung im Fall des Beamten, die nach einem Jahr eingestellt wurde, je eine gerichtliche Prüfung der Vorgänge gegeben hat? In den Zeitungen stand nichts. Als Menches tot war, war er auch öffentlich tot, und mit ihm die ganze Geschichte. Ich habe in den zehn Jahren, die vergangen sind, außer Deinem Bericht über ein geplantes Buch in „orte“ und dem, was Du mir schreibst, so gut wie nichts erfahren können. So läuft die Geschichte in mir ab, wie sie damals abgelaufen ist, als immer derselbe Film mit immer denselben geschwärzten Stellen.

Obwohl, vielleicht nicht ganz. Ich müßte diesen Film anders zu sehen lernen, und was Du schreibst, könnte es anregen. Ich habe den Eindruck, daß es Dir um körperhafte Erinnerung mehr geht als um Identifizierung und um die Evokation unmittelbarer Gefühle. Wenn Du zum Beispiel anmerkst, daß die Zeitungen in diesen Tagen einen Besucherrekord im Schwimmbad Mühleholz meldeten, dann steht neben der „das ganze Land durchziehenden Blutspur“, auf die sich die Wahrnehmung eines Kommentators im „Volksblatt“ beschränkte, die Wahrnehmung von Hitze und Lähmung und der (nicht zu befriedigende) Wunsch nach Abkühlung damals. Ich wohnte unmittelbar neben diesem Schwimmbad, und während in meinem Kopf die Bilder rasten, immer dieselben, die dann Wirklichkeit wurden, war das Lärmen von nebenan – und immer wieder derselbe Song aus den Charts, den der Bademeister alle dreißig Minuten auflegte, „Baby Jane“ von Rodie Stewart. Eine bestimmte raue Stelle in dem Song ist seither mit der Erwartung der Katastrophe verbunden. Irgendwie komisch wahr und körperlich wahr.

„Ein Ritual-Mord“, schreibst Du, irgendwie leuchtet es ein, ein Vorgang zum Ende, der bis in einzelne choreographiert scheint. Du schreibst: „Es gibt da diese Geschichte und es gibt sofort dieses Feld, das sich um sie aufbaut und die Beteiligten in einer Halluzination zusammenschließt und beeinflusst und plötzlich wäre es ein ganzes Volk, das den Menches zum Abschluß freigegeben hat, weil es seinen Tod braucht, weil seine Entladungsrituale es fordern [...], ein ritueller Mord, zuoberst auf der unsichtbaren Aztekenstufenpyramide über dem Tal? Schauder. Menches hatte keine Chance, keine, das lebend zu überstehen.“

Aber was hieße das, Stefan, ein Vorgang, eine kollektive Halluzination, die bis ins einzelne choreographiert, deren Inhalt aber dunkel ist? Was wissen wir über die Azteken und ihre rituellen Handlungen? Was hieße es, den Blick nicht so sehr auf Menches zu richten, sondern auf „ein ganzes Volk“?

Ich hätte mich mit Oe. zu befassen, der mein Schulkamerad war, den ich dreißig Jahre nicht gesehen habe, der diese wilden Kommentare schrieb. In Erinnerung war er mir als ein immer lachender, quirliger Junge, jetzt taucht er als Hetzer auf. Ich hätte mich mit N. zu befassen, die mehrmals versucht hat, mir etwas zu der Geschichte zu sagen, und es mir nie gesagt hat. Ich kann mich nicht darauf herausreden, daß ich immer nur für ein paar Tage im Land bin. Ich hätte mich mit H. zu beschäftigen, dem Chef der Kripo, der ums Leben gekommen ist, mit dem ich oft zusammen war, vor dreißig Jahren, als ich bei der KFZ-Zulassungsstelle in Vaduz arbeitete, bei dem ich die Nachträge zur Verkehrsünderkartei abholte, die ich alphabetisch abzulegen hatte.

Ich bin auf der Landesbibliothek gewesen, um zu verifizieren, ob es wirklich Oe. war, ob es wirklich H. war, die ich gekannt habe. Ich hoffte auf die kleine Chance, mich geirrt zu haben, ich habe mich nicht geirrt. Also muß ich meine Erinnerung korrigieren (eigentlich klassische philologische Arbeit, sehr ähnlich der recensio eines Textes).

Und mit welchem Ergebnis? Ich habe Dich auf einem Spaziergang gefragt, wie diese Aztekenstufenpyramide aussieht, und Du hast, ich glaube mich richtig zu erinnern, erklärt, daß sie aus riesigen Steinquadern besteht, an ihrem Fuß aber aus Geröll. Und unsichtbar ist das Ding auch noch. Ich habe angefangen mir vorzustellen, wie sie sich unter ihrem eigenen Gewicht zermahlen hat, sich weiter zermahlt, in Zeiträumen, die über Generationen hinausreichen, und wie vielleicht eines Tages nur noch Geröll ist, ein Haufen Steine, und Stufen gäbe es dann nicht mehr, vorausgesetzt, die Schwerkraft gilt in dieser Zeit noch.

Eingigantischer Steinhaufen bliebe, aus Wörtern, unbedachten Wörtern, bedachten Wörtern, Wörtern, an denen sich eine solche Unterscheidung nicht machen läßt, also ES Wörtern wie „Es gibt da“. Wenn das die Geschichte der Sprache wäre, könnte ich verstehen, warum es so schwierig ist, an diese Menchesgeschichte heranzukommen. Am Ende ist alles durcheinander, in Menches kann ein ‚s‘ vor ein ‚ch‘ geraten, es geht ins Allgemeine, und das ist dann einfach nicht mehr schreibbar.

Du hast mir Reginas neueste Veröffentlichung geschickt, das Heftchen „Lesen ist mit den Augen sprechen“, wofür ich Dir danke. An zwei Seiten bin ich hängengeblieben, „Filzen und andere haarige Geschichten ...“ sind sie überschrieben. Regina beschreibt, wie Filz hergestellt wird, wie sie selbst Filz herstellt und daß sie darüber nachdenkt, wie eine Erzählung aussieht, ob es Parallelen gibt. Sie schreibt es als Brief an einen Erzähler.

„Beim Filzen legt man mehrere Schichten Wolle (ganz dünn) kreuzweise übereinander. So entsteht eine Art Watte. Dann macht man diese Watte mit Seifenwasser naß, dadurch sinkt sie zusammen. Dann rollt man diesen Wollenpfatsch so lange auf und wieder zu, bis er anfängt, sich zusammenzuziehen.“

Eine gute Beschreibung. Doch bei einer Stelle davor ist mir die Luft weggeblieben. „Sicher kennst Du auch Haarreliquien. Das sind Bilder von meist jung Verstorbenen, und da ist ein Zopf herum geflochten aus echtem Haar. Beim Filzen habe ich darüber nachgedacht, wie die Erzählung aussieht [...]“.

Über das bin ich nicht hinweggekommen. Ich versuchte mir einzureden, daß ich es als Kind schon nicht mochte. Bin ja in einem Frisiersalon aufgewachsen, wo ich mit den Färbemustern von Oréal, kleinen plattgedrückten Haarpinselchen, echtes Menschenhaar, in den verschiedensten Nuancen, nein, nicht gespielt, die ich mir angesehen habe mit Befremden, wie ich dann auch ein blondes Haarkringel von mir selbst, vom ersten Wuchs, das meine Mutter aufbewahrt und zwischen Seidenpapier gelegt hatte, eines Tags in den Mülleimer geschmissen habe. Seither graut es mich vor allem Reliquienhaften. Und blond war ich damals auch nicht mehr. Aber das ist es nicht.

Weiß Regina, weiß sie nicht, wozu diese Berge von Menschenhaar aus den Lagern dienen sollten? Weiß sie, daß sie zum Filzen dienten und daß daraus Mäntel für die Wehrmacht hergestellt wurden, weil es keine Wolle gab? Daß dieser Krieg geführt wurde mit den Tränen, die andere ins Haar geweint hatten, mit dem aufgelösten Haar der Nächte? Weiß sie das nicht?

Wenn ich lese, will mir scheinen, sie weiß es: „Ich mache seit 3 Wochen Filz und denke dabei über Erzählung und sterbende Kulturen nach. Das Filzmachen habe ich angefangen aus Angst vor dem kalten Winter“, beginnt der Text, und gegen Ende steht: „Der Filz, den ich mache, ist allerdings nicht grau, er ist farbenprächtig und malerisch, aus farbiger Wolle. Ich habe einen Römerhelm aus Filz gemacht

[...]“ Und: „Das sieht sehr komisch aus. Weich statt hart, warm statt kalt. Und schallisierend statt Schläge abwehrend, ein bißchen nach Muppet-Show. Womit wir bei der Gegenwart wären.“

Wirklich? Wären wir damit bei der Gegenwart, könnten wir einpacken. Natürlich ist Wolle das Haar der Schafe, aber warum taucht im Filz Menschenhaar auf? Ist die Muppet-Show die Antwort?

Es ist klar, daß ich Regina keinen Vorwurf mache. In der Frage des Wissens oder Nicht-Wissens wäre ein Vorwurf so gut wie nie am Platz. Wir sind da alle arme Schlucker. Mit dem Schreiben ist es anders.

Aber vielleicht sind wir tatsächlich vom anything goes des Kunstsprachsciencetränenliebegeröllhaufens nicht mehr so weit entfernt, und es hielte allein noch der Witz. – Grad lese ich in der Nora-Joyce-Biographie von Brenda Maddox, daß Stephen Joyce „so lange in Paris“ gelebt habe, was nicht stimmt, er war mit Solange in Paris. Die Übersetzerin kenne ich übrigens.

So long, Stefan.

(November 95/Februar 96)



Im Steinwurf weit  
zum andern hin  
wer wohl verhört sich da  
verspricht sich, sagt sich fort  
wer davon wirft wohl  
das erste Wort?

Wer hielte die Hand auf, dann  
getroffen und prüfte sein Bild  
zuletzt, wer wohl --  
pfeifend für Brot --  
Leib im Traum -  
wer wohl ---

Ulrike Jarnach

EIN BISSCHEN GRAS UND KLARES WASSER  
FÜR, BEI, AN, ZU GILLES DELEUZE (1925–1995)

---

Theo Roos

„Entweder kommt was rüber oder nicht. Es gibt nichts zu erklären, zu verstehen,  
zu interpretieren.“ G. D.

Schreiben hat keinerlei Privileg im Verhältnis zu anderen Medien. Schreiben ist ein Strom wie Filme, Videos, wie Musik. Daneben läuft jetzt *Walk on the wild side* im *white room*. So heißt die neue Sendung von Channel 4. Musiker treffen sich, soeben waren es Lou Reed und Dave Stewart, sprechen und jammen zusammen. Jetzt Oasis. Weißer Raum gefällt mir für Deleuze. In a white room with black curtains oder mit einem Klavier wie bei Lennon. Weißer Raum, nomadischer Raum, in dem gejammt wird. Weißer Raum, offen für Minoritäten.

Das gefällt mir bei Deleuze. Wie er zum Beispiel Nietzsche empfängt, sich aufwühlen und rühmen läßt, wie er was rüberkommen läßt von dem Genie des Herzens. Genauso wie es vorkommt, daß eine musikalische Form abhängt von einem komplexen Verhältnis zwischen Schnelligkeit und Langsamkeit von Klangpartikeln. Das ist nicht nur Sache der Musik, sondern der Lebensweise: durch Schnelligkeit und Langsamkeit läßt man sich zwischen die Dinge gleiten, verbindet sich mit anderen Dingen: man fängt niemals an, macht niemals reinen Tisch, man schleicht sich ein, man tritt mitten hinein, man paßt sich Rhythmen an oder zwingt sich ihnen auf.

In a white room with Spinoza. Eine Instinkthandlung. Wie nichts erklärt, versteht und interpretiert. Wie bei einem Windhauch, der einen anweht. Das gefällt mir an Deleuze. Daß er sein kann wie ein großer, ruhiger Wind. With/in. In der Sonne der Substanz, in den flammenden Worten von Spinoza und Nietzsche.

Auch seine Zahnlücke, seine langen, ungeschnittenen Fingernägel, sein Hut. Daß es die Möglichkeit von Begegnungen gibt bei ihm.

Zufälle, „Glücksfälle“ und nicht: Gleichschaltungen, diese ganze Scheiße, wo jeder darauf reduziert wird, das schlechte Gewissen und der Korrektor des anderen zu sein.

Daß er Vorlesungen in einer Art Sprechgesang gehalten hat und grundsätzlich nichts dagegen spricht, daß eine Vorlesung ein bißchen wie ein Rockkonzert sein könnte. Wie ein Rockkonzert, auch das gefällt mir zu Deleuze.

Seine Zeichen verweisen auf Lebensmöglichkeiten, zeigen alles auf, was uns vom Leben trennt. „Diese ganze Scheiße ...! Ohne Variation. Immer aufs Neue (aus): die schlechte Wiederholung. NICHT WIEDERHOLUNG!“ „Das Thema ist die Variation“, schreibt Deleuze in *Mille Plateaus*. Er zitiert Musiker. Damit kann ich was anfangen! Da geht es um gute Wiederholung. Wiederholtes wird intensiver. Wiederholung, die nicht durchdreht im Interpretationswahn: Für Deleuze die grundlegende Neurose des Menschen. Ein EINFACHER Schrei, der alle STUFEN durchläuft. Ein Sprechgesang, eine Geheimsprache jenseits von Normierung, Modulation, Modellierung und Information.

Ein bißchen Gras und klares Wasser.

by Hajo Hübner

Der folgende Text wurde mit etwas leichter Hand – doch nicht ohne Lust – für das Seminar „*Jenseits des Lustprinzips*“ in der Austraße 85 in Basel compiled and written. Anlaß der Beschränkung auf Emanuel Levinas und Lucien Israel war der Tod der beiden Denker. E. Levinas starb Ende 1995 in Paris, L. Israel Anfang 1996 in Strasbourg.

Kompiliert und paraphrasiert wurde aus den Büchern: *Die unerhörte Botschaft der Hysterie*, von Lucien Israel (München/Basel: Reinhardt 1983) und *Die Zeit und der Andere*, von Emanuel Levinas (Hamburg: Meiner 1984).

Israel, wie immer, schaut zuerst einmal hin. Zunächst auf die hysterischen Symptome, z. B. die Anfälle, die akuten Erregungszustände. Er faßt die beobachtbaren Symptome zusammen und bezeichnet alle, die etwas mit dem Beziehungsbereich zu tun haben, als Schnittsymptome. Unter Beziehungsbereich versteht er die Gesamtheit des Verhaltens, der Aktionen und Reaktionen, die den Menschen in seiner Umgebung verankern: Worte, Handlungen, Gefühle und Wahrnehmungen. In diesem Bereich steht das Leben des Subjekts auf dem Spiel, wenn es durch „einen letzten Schnitt, das endgültige Scheitern einer Beziehung, abgebrochen wird.“ (31) Der Schnitt ist für Israel wie eine Grenze und hat wie jede Grenze eine trennende oder spaltende Funktion. Als einfachstes Beispiel der Gürtel, als Kleidungsstück oder Schmuckstück, der den Oberkörper vom Unterkörper, das Reine vom Unreinen, „den Engel vom Tier“ trenne. Andere Beispiele wären der Horizont, der den Himmel von der Erde trennt wie der Schleier vorm Tabernakel das Heilige vom Allerheiligsten. Im Bereich rein/unrein sei die größte Unreinheit die Leiche, die Schrecken hervorrufe, da sie ein Jenseits darstelle. Sexus und Tod sind auf die andere Seite der Grenze oder Schnittlinie verbannt, wo Freud dann über die

Entdeckung der determinierenden Rolle der Triebe in den menschlichen Handlungen die Verknüpfung der sexuellen Triebe mit dem geheimnisvollen, nichtlibidinösen Todestrieb fand.

Kurzkritisiert Israel Ferenczi, der in seinem *Versuch einer Genitaltheorie* den Todestrieb durch ethologische Vergleiche (Gottesanbeterin) zu untermauern versucht. Israel kurz und knapp: Solche Vergleiche verblüfften die Imagination, seien aber keine Erklärung, nicht ein erhellender Hinweis auf den Todestrieb.

Auf das Thema Genuß, Wunsch und Lust gehe ich in diesen Ausführungen nicht ein. Mit der Feststellung, der Wunsch entstehe immer im Umkreis des Todes, will ich diesen Bereich nur andeuten. Die Lust erwähne ich später im Zusammenhang mit Levinas, der von der Leidenschaft der Wollust spricht „zu zweit zu sein“. Hier wird der Beziehungsbereich wieder eingeführt.

Israel weist nachdrücklich darauf hin, daß Freud jede evolutionistische Kategorisierung hinter sich lasse und den Todestrieb nur auf eine Eigenschaft des Lebendigen beziehe: die lebende Materie trachte danach, zum Leblosen zurückzukehren und „diese Rückkehr, diese dem Leben synonyme Spannungsminderung, sei von Lust begleitet“. (112)

Die Wirkung des Todestriebes beschränke sich aber nicht auf die Herabsetzung von Spannungen. Im Alltag mache sie sich eher auf beunruhigende und hinterhältige Weise besonders im Bereich von Wiederholungen bemerkbar. Alles, was sich maschinenhaft, aus Gewöhnung und Routine, wiederhole, sei dadurch gezeichnet, daß es nicht mehr schöpferisch sei. Die Unterbrechung solcher Wiederholungen wäre bei der Hysterie besonders gut zu beobachten. Bei ihr langweile man sich nicht. Vor Überraschungen sei man nie sicher.

Näher setzt sich Israel mit den Gegnern der Todestriebhypothese auseinander, wie sie z. B. den Todestrieb in einen Aggressionstrieb umdeuten. Diese Absicht sei eine Ablenkungsparade, um den unerträglichen Todestrieb umzuarbeiten, um ihn zu verwenden. Verwenden aber verweist auf verwerten, bejahen und ist das Gegenteil von verwerfen, nicht verwenden, verneinen. Was verworfen ist, erscheint im Realen wieder. Es scheint also besser zu sein, etwas fälschlicherweise zu verwenden als zu verwerfen. Erinnert sei hier an Jacob Taubes, der in seiner Schrift *Die Welt als Fiktion und Vorstellung* das historische Beispiel der Verdammung der averroistischen Thesen 1277 durch den Bischof von Paris, Etienne Tempier, erwähnt. Taubes:

„Sie (die Verdammung, h. h.) bereitete den Boden für eine fictionalistische Auffassung von Theorie, die für das Selbstverständnis der neuzeitlichen Wissenschaft konstitutiv ist, ... So gelangen wir zu der paradoxen Feststellung ... während die idealistische Interpretation von Wirklichkeit philosophisch oder ideologisch außer Kurs gesetzt ist, hat sie in Wahrheit sich anonym durchgesetzt“. Also, die Hypothese vom Todestrieb wird besser nicht verworfen, sie wird umgearbeitet.

Gegen die Umwandlung in einen Tötungstrieb stellt Israel ruhig fest, daß der Todestrieb nicht den anderen betrifft, sondern das Subjekt selbst. Auch hier gelte, das Subjekt sei nicht Herr dieses Triebes. Eine Gleichstellung von Todestrieb und Autoaggression lehnt er ebenfalls ab. Der Todestrieb habe keine Absicht. Er lasse sich weder dem Guten noch dem Bösen zuordnen. Erinnern wir uns wieder: Gut und Böse sind Kategorien, die Adam nach dem Sündenfall erwarb. Gott: „Siehe, der Mensch ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist“. (Genesis 3, 22). Wenn nach Gotthard Günther der Sündenfall das Entstehen der menschlichen Reflexion beschreibt, läge das Geschehen des Todestriebes vor der Reflexion. Dazu Hegel (Zitat bei G. G.: *Schöpfung, Reflexion und Geschichte*): „Die erste Reflexion des erwachenden Bewußtseins war, daß die Menschen bemerkten, daß sie nackt waren ... In der Scham nämlich liegt die Scheidung des Menschen von seinem natürlichen und sinnlichen Sein.“ Bei Quinzio (*Die jüdischen Wurzeln der Moderne*) finden wir den Hinweis, daß im jüdischen Denken „Gut und Böse erkennen, Macht haben über alles bedeute“. Es ist ein Wissen.

Israel fährt fort, der Todestrieb habe keine Absicht, er sei einfach nur ökonomisch. Sein Resultat sei ein Minimum an Energieverbrauch. Der hier angedeuteten Kategorie des Nützlichen oder dem Nützlichkeitsprinzip, dem Prinzip angeblichen materiellen Nutzens, ordnet Bataille (*Die Aufhebung der Ökonomie*) folgendes zu: das Ziel der Lust, Erwerbung und Erhaltung von Gütern, Fortpflanzung und Erhaltung, Kampf gegen den Schmerz. Dazu Goethe: „So wie sie sich an mich verschwendet, bin ich mir ein wertes Ich, hätte sie sich gewendet, augenblicks verlör ich mich“ (Suleika). Israel weiter, der Todestrieb ist nicht bössartiger als irgendein anderer Stoffwechselvorgang, weil der Tod keine Bedrohung darstelle. Er sei unausweichlich. „mors certa, hora incerta“. Wir seien Wesen zum Tode. Die Wahrheit, die hinter all den Betrachtungen stehe, sei die, daß wir über unseren Tod nichts wissen könnten. Alle psychologisierenden Thesen (Ag-

gressivität, Tötungstrieb) seien letztlich Verleugnungen dieser Unmöglichkeit zu wissen. Der Tod, dieses Jenseits des Lebens und der Reflexion ist uns unzugänglich. Damit wird der Tod zum Symbol dessen, was uns unaufhörlich entrinnt. „Der drohende Tod als Garant eines „Nicht-zu-Ende-Kommens“ ist das Symbol des menschlichen Seins“. (115)

Das heißt aber auch, die Unvollkommenheit ist Symbol des menschlichen Seins. Die biblischen Texte, die die Welterschöpfung beschreiben, enden dagegen immer mit der gleichen Formel: „Und Gott sah, daß es gut war.“ Hier begegnet uns in der „divinen Reflexion“ eine Aussage über „ontische Vollkommenheit und Endgültigkeit“ (G. Günther). Auf die Erschaffung des Menschen erfolgt diese Reflexionsformel nicht. Seine Schöpfung ist nicht definitiv, der Schöpfungsakt bleibt unabgeschlossen. Für den Menschen bringt die Begegnung mit dem Tode daher die Einsicht, daß es keine Vollkommenheit, keine Endgültigkeit gibt. Den Tod als ein Nichtwissen anzunehmen, schütze die Erfindung der Zukunft. Der Tod ist Repräsentant des Unbekannten. (115) Die Aufforderung „Macht euch die Erde untertan“ zerschellt am Tod. Solange der Tod nicht besiegt ist, zeigt er uns das Ende der Herrschaft des Menschen an. Wenn der Tod für uns unerreichbar ist, hat er etwas Göttliches. Zu sein wie Gott, genauer, Gott zu sein, wäre identisch mit der Abschaffung des Todes.

Werfen wir kurz einen Blick in *Jenseits des Lustprinzips* und Freuds Umgang mit der These des Vervollkommnungstriebes. Freud lehnt ihn ab, spricht aber von seinem Ersatz. Ersatz verweist auf Verdrängung: „die Verdrängung schafft in der Regel eine Ersatzbildung“ (S. Freud). Der Vervollkommnungstrieb, der Wille, Gott zu sein, kehrt, wenn er verdrängt wird, als Todestrieb wieder. Dieser kann dann, im Sinne eines Nachdrängens, bekämpft, abgelehnt oder verleugnet werden.

Interessant die Frage, was ist, wenn der Todestrieb sein Ziel erreicht hat. Ist dann die Befriedigung durch das Erreichen des Triebziels nur einmal erlebbar? Und kann folglich nicht wiederholt werden? Wie steht es mit der Wiederholung? Gott kann man nur einmal werden.

Über die Formulierung von Israel „der Tod schütze die Erfindung der Zukunft“, finden wir Anschluß an Emanuel Levinas, der sich in *Die Zeit und der Andere* intensiv mit dem Tod auseinandersetzt. Vom Todestrieb spricht er nicht.

Levinas kommt von der Analyse des Leidens her. Eher gegen Heidegger gewandt, betont er einen Sinn im Leiden: Leiden sei die Unmöglichkeit des Nichts, und in ihm gebe es die Nähe des Todes. Diese Nähe „ist eine Erfahrung der Passivität des Subjekts“ (42), und, von einem bestimmten Moment an, die Erfahrung, daß wir nicht mehr können können. Wir gelangten in ihr an eine Grenze, wo das Subjekt seine Herrschaft als Subjekt verlöre. Damit ist der Tod die Unmöglichkeit, einen Entwurf zu haben. Über ihn seien wir in Beziehung mit etwas absolut anderem, dessen Existenz aus *Anderheit* gebildet sei.

Beide, Levinas und Israel, betonen die Passivität des Subjekts dem Tode gegenüber. Israel sieht in ihm ein Nicht Wissen, Levinas stellt vor ihm ein Nicht-mehr-können-Können. Erkennt Israel im Schöpferischen die Möglichkeit, den Todestrieb zu überwinden, d. h. Subjekt zu bleiben, so liegt für Levinas diese Möglichkeit im Eros und in der Vaterschaft. „Die Zukunft ist das, was nicht begriffen wird. Das ist das andere. Das Verhältnis zur Zukunft ist das eigentliche Verhältnis zum anderen ... Da, wo alle Möglichkeiten unmöglich sind, da, wo man nicht mehr können kann, ist das Subjekt noch Subjekt durch den Eros. Die Liebe ist nicht eine Möglichkeit, sie verdankt sich nicht unserer Initiative, sie ist ohne Grund, sie überfällt uns und verwundet uns und dennoch überlebt in ihr das Ich.“ Die Leidenschaft der Wollust besteht darin, zu **zweit** zu sein. Die Wollust sei kein Vergnügen wie ein anderes, sie sei kein einsames Vergnügen wie Essen und Trinken.

Von dieser Betrachtung her sieht Levinas die außergewöhnliche Stellung des Weiblichen ... Angesichts des Todes könne man nur in Verbindung mit ihm in der Anderheit eines Du Ich bleiben, d. h. in der Vaterschaft. Womit wir wieder beim Schöpferischen und Israel wären. Für ihn ist die Liebe *die* Voraussetzung für einen immerwährenden Schöpfungsprozess. Sein Plädoyer für die Liebe enthält kulturkritische Tendenzen, wenn er schreibt, Liebe habe im wissenschaftlichen Diskurs keinen Platz, vollbringe aber das Wunder, Lust/plaisir in Genießen/jouissance zu transformieren, um damit zum „gefährlichen Gegner des Systems von Produktion und Konsum“ zu werden.

Fortwährender Schöpfungsprozeß, Vaterschaft, fortwährend soll geschöpft werden, fortwährend soll in der Vaterschaft der Tod überwunden werden. Liegt darin nicht doch eine Form der Wiederholung, der restitutiven Wiederholung im Sinne einer Unsterblichkeit? Wird damit nicht doch der Tod und die Unvollkommenheit gelehnet?



Wie steht es mit dem fortwährenden Schöpfungsprozeß und der Vaterschaft einerseits und dem verdrängten Wunsch nach Unvollkommenheit andererseits? Halten wir inne und schauen zurück auf Hegel. Mit seinem Gedanken aus der *Wissenschaft der Logik*, Bd. I: „Sein, sonst nichts, ohne alle weitere Bestimmung und Erfüllung.“ Adorno greift diesen Satz Hegels auf. In seinem Aphorismus *sur l'eau* kritisiert er diesen fortwährenden Schöpfungsprozeß. Er spricht vom Wunschbild des ungehemmten, kraftstrotzenden, schöpferischen Menschen, in den der Fetischismus der Waren eingesickert sei und der in der bürgerlichen Gesellschaft Hemmung, Ohnmacht, die Sterilität der Wiederholung des Immergleichen mit sich führe. Der Gedanke des fortwährenden Schöpfungsprozesses steht für ihn in gefährlicher Nähe zur Dynamik des Produktionsprozesses, in der Nähe des fessellosen Tuns, des ununterbrochenen Zeugens. Er sieht im Schöpferischen nur einen anthropologischen Reflex des Produktionsgesetzes der bürgerlichen Gesellschaft. Um der „blinden Wut des Machens“ zu entkommen, deutet er vorsichtig eine Utopie an, die m. E. dem Wunsch nach Unvollkommenheit, dem Wunsch der *Hysterica par excellence* (Israel, 118), eher entspricht als der fortwährende Schöpfungsprozeß Israels und die Vaterschaft Levinas'. Adorno: „Vielleicht wird die wahre Gesellschaft der Entfaltung überdrüssig und läßt aus Freiheit Möglichkeiten ungenützt, anstatt unter irrem Zwang auf fremde Sterne einzustürmen ..., Rien faire comme une bête, auf dem Wasser liegen und friedlich in den Himmel schauen, „sein, sonst nichts, ohne alle weitere Bestimmung und Erfüllung“, könnte an Stelle von Prozeß, Tun, Erfüllung treten“ (*Minima Moralia*, 207 f.).

Zum Schluß kurz angedeutet. Bataille geht in seiner *Aufhebung der Ökonomie* einen ganz anderen Weg als Israel mit seiner Auffassung, der Todestrieb sei ökonomisch. Nützlich, sparsam, ökonomisch, das alles sind zusammengehörende, vertraute Kategorien. Im Gegensatz dazu steht die Verschwendung, der Luxus. Bataille hebt diesen Gegensatz geradezu auf, wenn er sogar von der Nützlichkeit der Verschwendung spricht. Hier trifft er sich wieder mit Israel, der in der Liebe einen bedeutenden Energieverbraucher sieht, und mit Goethe und seinem „wie sie sich an mich verschwendet“.

Steht die Liebe als letzte Bastion dem Todestrieb entgegen? Im *Jenseits des Lustprinzips* spricht Freud sehr häufig von Kopulation, die einen auffrischenden, verjüngenden und lebenserhaltenden Effekt hätte. Sie ginge der Fortpflanzung voraus, sei älter. Könnte sich ein

Abgrund auf tun zwischen der Liebe, der Kopulation im Freudschen Sinne, dem Leben einerseits und der Fortpflanzung, Produktion, Konsum und Todestrieb andererseits?

Ein letzter Gedanke. Jenseits des Lustprinzips! Bisher sieht es so aus, als stünde in diesem Jenseits der Todestrieb. Kann aber ein Trieb einem Prinzip entgegenstehen? Freud spricht ja nicht vom Todesprinzip. Bataille spricht vom Prinzip des Verlustes. Könnte das Jenseits des Lustprinzips ein Prinzip des Verlustes, des Ver-Lust-es, sein? Fragen, Fragen, Fragen ...

#### HÖFISCHE LIEBE, ANAMORPHOTISCH...

---

In meiner Übersetzung von Lacans *Ethik* ist Seite 187, Zeile 3 nach dem Satz „Es gibt auch Umwege und Hindernisse, die sich herstellen, damit der Bereich der Vakuole als solcher erscheinen kann“ anzufügen: „Was als solches projiziert werden soll, ist ein gewisses Überschreiten des Begehrens.“ – Alles Korrekturlesen konnte diese Auslassung nicht dingfest machen. Umwege und Hindernisse ... Bleibt für mich die Frage: Wem sollte da was erspart bleiben?

Eine Seite davor, 186, Zeile 1 ist „nicht“ durch „nur“ zu ersetzen. Diesmal nur ein Setzerfehler, eine einfache Ermüdung des korrigierenden Auges. Nur?

N. H.

## TELEFONAT

Alle Dinge teilen  
denselben Atem  
also auch seine Not  
was du so hinnimmst  
so einfach sich  
mitteilt, und  
der Eishauch dir sowieso  
um Apparat und Mund  
und die Wange beschlägt, die  
Wählscheibe, jetzt und hier  
weil es graukalt ist und  
morgens, wonach kein Hahn  
im Augenblick kräht und  
wohl aber heiser sich  
schreit, i c h !  
und im Frühtau  
dämmerfarben wohl, aber  
mit dem H ö r e r in der Hand....

Ulrike Jarnach

Eva Maria Jobst

Obwohl Sie nun alle Hürden genommen und die begehrten Abiturzeugnisse alsbald in Händen halten werden, möchte ich Sie bitten, mit mir einen kritischen Blick auf diesen Ort Schule zu werfen.

Eine Anekdote aus dem Schulalltag mag illustrieren, was gewiß nicht nur ich als Dilemma schulischen Lernens und Lehrens erfahre, (ich könnte auch sagen als Unbehagen).

„August 1985. Wieder einmal beginne ich das neue Schuljahr als Klassenlehrerin einer 7. Klasse. Begierig, von den Neuen etwas zu hören, lese ich in der ersten Deutschstunde eine kleine verrätselte Erzählung vor, Stoff zum Diskutieren, denke ich. Einer der Schüler, ein großer Blonder, der aufgeweckt in die Welt guckt, hebt den Finger, noch bevor ich eine Frage hätte plazieren können. Erfreut über den Eifer, gebe ich ihm das Wort. Stellen Sie sich meine Enttäuschung vor, als er fragt: Werden wir darüber eine Klassenarbeit schreiben? Nur mit Mühe bewahre ich die Fassung, die Enttäuschung vermag ich nicht zu verbergen.“ – Doch hatte er nicht recht, so zu fragen? Sind es nicht die Scheine abprüfbaren und zensierbaren, also konventionellen Wissens, um die es in der Schule geht? War ernicht der Modellschüler, der sein Einverständnis mit dem eigentlichen „Bildungsauftrag“ der Schule zeigte, den zu erfüllen auch ich mich verpflichtet habe?

Auch wenn Sie damals im Sommer 1988 in der Aula des „Lieschens“ keine Kerzen an einem von Herrn Rath dargereichten „Licht des Wissens“ entzünden durften wie die Schüler im nun schon legendären Welton College aus dem allseits beliebten Film *Der Club der toten Dichter*, so ist es doch auch die raison d'être dieser Schule, ein Wissen zu übermitteln, das die elterliche Generation für wissenswert hält und das die Lehrenden als geschlossenes Wissen präsentieren sollen – ohne Fehl.

Jedoch, ich weiß auch, daß einige von Ihnen anderes erwartet haben als der zitierte hoffnungsvolle Schüler. Sie wünschten, daß „die

Schule Ihnen Lust zum Leben (mache), Ihnen Stütze und Anhalt (biete) in einer Lebenszeit, da Sie Ihren Zusammenhang mit dem Elternhaus, mit der Familie lockern würden“. (So hat es Sigmund Freud formuliert, als er 1909 vor „Wißbegierigen der Neuen Welt“ über Psychoanalyse sprach. – VIII, 62 f.).

Sie glaubten, einen Ort zu betreten, an dem Sie gemäß Ihren Fähigkeiten und Neigungen das Wagnis des Wissens einzugehen aufgefordert wären, an dem Sie das Handwerkszeug erwerben könnten, mit dessen Hilfe Sie sich in der Welt und die Welt in sich verankern könnten.

Nun will ich mit meinen Überlegungen beileibe nicht in Abrede stellen, daß die Schule für den einen oder anderen nicht auch dieser Ort gewesen ist.

Doch werden einige in Ihren Erwartungen enttäuscht worden sein, gerade so wie ich in jener Unterrichtsstunde.

Denn erscheint Schule nicht vor allem als Ort einer Wissensbürokratie, an dem die einstmalige Wißbegier unter der Aufsplitterung in Einzelfächer und Einzelstunden, im Korsett der Rahmenpläne, Lernzielkataloge und der Lehrzielkontrollen zu ersticken drohte oder gar ersticke Würde sie nicht mehr und mehr ausgetrieben, die Freude an der Mühe des Lernens durch die Verabreichung nicht immer wohl dosierter, oft allzu fetter Häppchen aus einem fertigen/nicht hinterfragbaren Wissenskorporus? Folglich hat's manch einem unterwegs den Appetit verdorben, so daß er das, was wir ihm eingebrockt haben, nicht mehr auslöffeln wollte (– und's Lieschen sitzen ließ?)

Mancher Schüler ahnt recht früh, daß ihm noch so viel Wissen keinen sicheren und angenehmen Platz in der Gesellschaft garantiert, wie es noch in der Generation Ihrer Lehrer der Fall war.

Folgenreicher aber ist, daß womöglich immer mehr Schülern ein Wissen wenig verlockend erscheint, das in Gestalt der Technik Mensch und Welt mehr und mehr zerstört und immer weniger lebens- und lebenswert macht. – Nun, ja, die meisten von Ihnen haben sie kennengelernt, Goethes Ballade vom *Zauberlehrling*, der die Geister, die er rief, nicht mehr loswurde. Goethe kann den Leser/den Lernenden noch an den Meister verweisen, der die Katastrophe im letzten Augenblick verhindert. Doch ist für uns Heutige der Glaube nicht längst brüchig geworden, daß es Meister gibt, sagen wir mal, Experten, die die Geister noch zu bannen vermöchten, sagen wir mal, den Experten für Atommüllbeseitigung oder den, der die Klimakatastrophe, stünde sie denn an, verhindern könnte?

Wozu also wissen, haben sich auch einige von Ihnen gefragt, wenn wir doch schon allzuviel wissen über die destruktive Kehrseite des Wissens, wenn es nicht um ein Wissen geht, das uns über die Lust an der (Selbst-)Zerstörung aufzuklären vermöchte?

Gewiß, vom Unheimlichen des neuzeitlichen Forscherdrangs hören wir hin und wieder, nicht zufällig wieder in der Literatur, z. B. in der anderen großen Dichtung Goethes, im *Faust*, doch auch der wird noch gerettet und mit ihm die Schöpfung.

Heute dagegen lebt die Kulturindustrie von jenen, nicht domestizierten und vielleicht auch nicht domestizierbaren Geistern, während die Schule, wie ich behaupte, sie aussperren muß. Ich denke vor allem an die Horrorromane und -filme, die zunehmend unsere Bewertung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts (mit-)bestimmen: Nicht zufällig titelte eine – wie man so sagt – durchausseriöse Tageszeitung, als jüngst amerikanische Biologen die antibiotische Wirkung eines Jahrmillionen alten Bakteriums entdeckt zu haben glaubten: „Ein Hauch von *Jurassic Park* umgibt ein uraltes Bakterium.“ J. P. als Synonym also für ein Genießen, das wir doch lieber auf Leinwand und in Vergnügungsparks verbannen wollen. (Übrigens liegt die Ironie des Films gerade darin, daß es Wissenschaftler sind, die einander vernichten und die Zukunft des Planeten bedrohen, nicht etwa die Dinos!) Als ich den Zeitungsartikel las, erinnerte ich mich an einen Kommentar zum Film: Da schrieb der Verfasser, daß der Film die Kinder sicher nicht vom Besuch solcher Vergnügungsparks abhalten werde, daß man aber nicht wisse, ob sie nicht die Schulbänke desertieren, wenn sie sähen, wohin allzu brillante Studien führen könnten. (Gérard Miller, 56).

Nun, zur Erleichterung aller Schulbeamten (und Eltern), sind, soweit ich weiß, noch keine Schülermassen desertiert. Aber dieses Beispiel gibt uns einen Hinweis darauf, warum Schüler, so die gemeinsame Klage von Eltern, Lehrern und Feuilletonisten, nicht wissen wollen oder sich jedenfalls immer weniger für das von uns verabreichte Wissen zu begeistern vermögen.

Werden Sie mir jetzt heftig widersprechen wollen und mir Schwarzmalerei vorwerfen?

Aber gewiß doch, unsere Zusammenkunft heute zeigt doch, daß die Schule funktioniert. Aber gewiß doch, wir brauchen Wissen, wären ohne es schutzlos ausgeliefert dem Tohuwabohu in uns und um uns (cf. P. K., der vor zwei Jahren daraufhingewiesen hat, daß die Schule

Strukturen vermittelt, mit denen wir die „amorphe, angsterregende Welt“ beherrschen können).

Und gewiß doch haben Sie alle es sehr geschätzt, wenn Ihre Lehrer Ihnen handhabbares, befriedendes, endliches Wissen offerierten. Nicht nur der *Benotungszwang*, auch jener Wunsch nach Sicherheit und Geborgenheit in der Welt machen es schwer, weiterzufragen, wenn die Instrumentarien des Wissens versagen, bzw. wenn jenes eine verwirrende Verbindung mit dem unabschließbaren Fragen eingeht.

Wer stets Gewißheit sucht, wird sich auch im Literaturunterricht schwer tun: Nicht zufällig taucht gerade hier oft die Frage: Was will die Lehrerin hören? als aggressiv gefärbte rhetorische Frage auf: was sie will, weiß ich nicht, auf jeden Fall nicht das, was ich meine – hinter der sich auch die Angst vor dem Fremden, vor dem alle Gewißheit Gefährdenden der Kunst verbirgt.

Und trotz alledem: Es gibt nicht nur die Verweigerung und die eifrige oder widerstrebende Unterwerfung. So wir sprechen, werden wir auch immer wieder anderes sagen als jenes Wissen, wird die Unterrichtsmaschine nicht laufen, ohne zu knirschen, und in diesem Knirschen verschafft sich immer wieder der Wunsch Gehör, ein Eigenes zu finden, was es auch sei (so schreibt es Hölderlin) – den eigenen und fremden Rätseln ohne Vor Urteile nachzuspüren – eine Bresche zu schlagen in die vermeintlich rißlose Mauer des Wissens. Nicht nur Höchstleistungen zu bringen in vorgegebenen Bahnen und Maßstäben, nicht nur weiterzubauen am Werk der Erwachsenen bzw. sich gar bloß noch zu betätigen als Abfallbeseitiger oder Reparaturarbeiter des Systems.

Just dafür wollte ich Ihnen danken, daß Sie sich nicht fraglos haben einpassen lassen ins Getriebe, sich aber auch nicht bloß verweigerten. Und ich möchte Ihnen wünschen, daß Sie immer wieder den Mut haben mögen zu wissen (*sapere aude* haben Sie alle bei Kant gelesen), was in meinem Verstand auch heißt, sich von den Vormündern des Wissens loszulösen wagen, der besänftigenden Funktion des Wissens zu widerstehen, nicht erlaubte Fragen zu stellen, solche, deren Antworten nicht schon bereitstehen, sie dort zu stellen, wo die Wissenden nicht als Wissende angetroffen werden, die Lehrenden nicht als Lehrende, die keine Fragen haben, da ihr Fragen ein bloßes Abfragen ist.

Wage zu wissen, heißt dann freilich auch, sich vom schnellen Wissen, dem flüchtigen und geschwinden Hinsehen, dem fernseh-gerechten Aus- oder eher Abtausch von Meinungen abzuwenden – hin

zu einer Haltung des Sich-Plagens, das nicht Spaß macht, aber auch ein Genießen sein kann, folgt man den Gedichtworten Hilde Domin:

Freiheit  
ich will dich  
aufrauen mit Schmirgelpapier  
du geleckte  
... (Hilde Domin, in: *Stechäpfel*, 35)

Tina: Was alle am eigenen Leibe erfahren haben, die musizieren oder malen z. B., kurzum einer Sache nachgehen, deren Ausgang ungewiß und deren Erfolg kein Meister verbürgt, sondern allenfalls ein launisches Publikum.

#### EIN RÄTSEL: DIE LESEBRILLE

---

Der Mann geht nicht, nein, er stürzt herein. Ach: er überstürzt. Keine Schritte, sondern eine Art Sprünge. Mitte fünfzig, der verbliebene Haarkranz grau und kurzgeschoren. **Hageres Gesicht** mit deutlichen Backenknochen. Der Oberkörper weit über seinen **Schwerpunkt** vorgebeugt. Typ mittlerer Manager und das war's dann. Jeden frühen Morgen wird er joggen, dann ein Müsli und aus dem Weichbild der Stadt mit dem Benz in den Betrieb. Das Garagentor infrarotgesteuert. Mittags ein paar knackige Möhren ... Gibt das Bild einer Entschlossenheit, die er schon lange auf seiner Lebensstrecke verloren hat.

Seine Begleiterin ist fast 30 Jahre jünger, blond, Pferdeschwanz mit gepunkteter Schleife, Lackschuhe mit aufgesetztem Papillon, gülden. Ihre Konturen immer noch



unscharf. Eine Ahnung, vom verwackelten Bild ihrer Pubertät. Immer noch und spät. Vater und Tochter. Später, im Verlauf des Gespräches, – auch für die Ohren am Nebentisch: „Ich habe wirklich noch keine Torschlußpanik“ –, wird er sagen: „Du müßtest 10 Jahre älter sein, 37, das wär's, das wär's.“, und ihr mit dem Ringfinger Kreise auf den Rücken ihres etwas zu gelben Jacketts malen. Er wird sagen, mit dem Ton der väterlichen Autorität, die alles weiß und dies sehr genau: „Ich zeige Dir morgen mal einen Erlaß von Friedrich dem Großen, da steht das alles schon drin, es ist ganz modern und doch schon fast hundert Jahre alt, eben Friedrich der Große ...“. Das normale Unglück.

Aber jetzt, sie sitzt schon und er stürzt immer noch herein, schiebt die Stühle und dreht sich zweimal um die eigene Achse – wie ein Hund, der sich eine Schlafkühle tritt – jetzt setzt er sich und steht gleich wieder auf – „Herrgott, wo ist denn die Karte? Ich schau mal nach.“, fällt mir der weitoffenen Tür von der Terrasse ins Innere des Restaurants, kommt wieder, dreht sich noch einmal, diesmal gegen den Uhrzeigersinn und sagt: „Schau mal, was Du willst, was essen, oder was trinken, ich geh mal eben pinkeln.“ Er steht noch einen Moment, seine Bewegungen werden ruhig. Er sucht etwas in der Jackentasche. Die Lesebrille. Setzt sie auf. Jetzt schreitet er. Quer durchs Lokal aufs Klo. Kommt nach einiger Zeit wieder. Schreiten. Setzt sich mit einem tiefen Seufzer in den Stuhl neben seiner Tochter, nimmt die Lesebrille ab, klappt die Speisekarte auf, liest einen Moment und fragt: „Hast Du schon was entdeckt?“  
Wie, warum?

L. M.

Psychoanalyse in Polen

Edith Seifert

Vom Berliner Hauptbahnhof bis zur polnischen Grenze braucht der Zug gut 30 Minuten, Zeit, die man innerhalb der Stadt schon für die geringste Entfernung braucht. In Frankfurt/Oder angekommen, füllen sich die Abteile noch einmal mit den großen rot-weiß-blau gestreiften Plastiktaschen der polnischen Reisenden. Die Ansage im EC wechselt, eine freundliche Stimme bedankt sich erst auf polnisch dann auf deutsch für die Mitfahrt. Solche ungewohnte Höflichkeit endet auf der Rückfahrt jäh mit der Grenze, ab da wird deutsch wieder der dominante Ton. Ab der Grenze scheint dann zunächst auch alles fremd zu sein. Gänse neben den Bahngleisen, ein Pferdewagen, Frauen mit Kopftüchern auf den Straßen. Tatsachen oder Täuschung bzw. verkitschte, stereotypisierte Konturen eines Tabubereichs? Man wird sehen. In Warschau angekommen, hat sich die Wahrnehmung jedenfalls wieder beruhigt. Kaum Geruch mehr von Osten, bis auf den von ein paar klapprigen Autos, kaum sozialistische Spuren, bis auf den großen Stalinbau, ehemaliger Palast der Kultur, der einem ins Auge springt, sowie man den Bahnhof verläßt, und dessen prunkvolle Pracht alle westlichen Besucher so mögen, wie sie den Polen verhaßt sein soll. Der Leiter des Goethe-Instituts, der mich abgeholt hat, berichtet jedenfalls, daß man das grandiose Gebäude gleich nach der Wende am liebsten abgerissen hätte. Heute hat in Stalins Geschenk an die Warschauer u. a. Coca-Cola seinen Sitz, ebenso wie das Goethe-Institut, wo ich meinen Vortrag über die *Ethik der Psychoanalyse* halten soll. Eine ungewohnt höfliche Atmosphäre auch hier. Das Publikum, dem die Zumutungen der Lacanschen Wendungen nicht entgehen, reagiert darauf nicht, wie man erwarten könnte mit Empörung, vielmehr mit deutlich empfundenem Erstaunen. Mir rückt das

Rücksichtslose dieser Theorie wieder näher. Am nächsten Morgen dann, angesichts des mit eingelegten Fischen, Fleisch und Salaten befrachteten Frühstücksbuffets, in dem Riesenhotel „Europejski“ endlich die Wahrnehmung, daß ich mich tatsächlich im Osten befinde. Erinnerung, daß vor drei Jahren in Kühlungsborn nichts anderes als Osten war. Damals hatte es, für mich kontextlos, ähnlich Festlich-Opulentes zum Pfingstfrühstück gegeben.

Besichtigung der 1944 zerstörten und zum Puppenhaus wiederaufgebauten Altstadt. Auffällig viele Bettler. Treffen dann mit P. Pawlak, der mir als Lacanscher Psychoanalytiker angekündigt worden war. In schlechtem Englisch, und beide dadurch gehemmt, unterhalten wir uns über die Psychoanalyse in Polen. Pawlak erzählt von den schönsten Jahren zwischen 1970 und 1980, als es in Polen, anders als in der Tschechoslowakei oder in Rußland, schon Psychoanalyse gab. Bei den Psychologen, an der Universität, zwar nicht offiziell, aber doch in den Privatseminaren einiger Assistenten wurde von Freud gesprochen, und es gab vor allem auch private Analysen. Bei dem Gedanken an die romantischen Zeiten, als Analyse trotz Polizeistunde und nach Mitternacht stattfand und sie noch kostenfrei betrieben wurde, gerät Pawlak leicht ins Schwärmen.

Am nächsten Tag bestätigt auch Pani Walewska, eine andere Analytikerin, daß sie schon vor 25 Jahren mit der Psychoanalyse in Berührung gekommen sei. Walewska hat, wie sie sagt, bei Jan Malewski, der heute in Heidelberg sitzt, ihre Ausbildung gemacht. Sie spricht von anhaltenden Kontakten mit dem Berliner Karl Abraham Institut, mit dem „Institut de psychanalyse“ in Paris, von dem sie vor allem S. Leiboviczi und M. Cournu nennt. Frau Walewska gehört zu einer Gruppe, die sich der IPA angeschlossen hat und heute 40 Mitglieder zählt, die meisten davon sind Therapeuten, viele Kindertherapeuten, zehn auch Analytiker. Doch der Unterschied zwischen Psychoanalyse und Therapie fällt für die französisch sprechende Kollegin eigentlich weniger ins Gewicht. „Theorie“, sagt sie mit leichter Geste, „dürfe nicht zur Diktatur werden.“ Und voller Stolz fährt sie fort, daß es einer Gruppe ihres „Instytutu Psychoanalizy i Psychoterapii“ denn auch gelungen sei, Psychoanalyse an der medizinischen Abteilung der Universität Krakau zu institutionalisieren. Was die Organisation angeht, so steht der Lacanianer dem jedoch nicht nach. Mit mittlerweile 60 anderen hat er sich zur „perspectiva freudowska“ zusammengetan. Deren Mitglieder kommen aus den unterschiedlichsten Sparten, sind

Pädagogen, Historiker oder Journalisten und drei von ihnen arbeiten auch als Psychoanalytiker. Wenn Pawlak von Lacanscher Psychoanalyse spricht, so ist diese für ihn entscheidend mit dem Namen von Ricardo Carabino verbunden. Der Psychoanalytiker aus Palermo, der zum Freud-Institut in Rom zählt, soll sich in den sechziger/siebziger Jahren zwei Jahre lang in Warschau aufgehalten haben, wo er dann auch seine polnischen Sprachkenntnisse erwarb. Pawlak zufolge müßte Lacan in Polen fast eine längere Tradition haben als hierzulande, bedenkt man, daß die ersten deutschen Lacanseminare auf die Jahre 1970/71 zurückgehen. Carabino jedenfalls kommt seitdem regelmäßig alle vier bis fünf Jahre wieder nach Polen und hält seine Seminare ab. Im Mai und Juni dieses Jahres wird er wieder erwartet, um zusammen mit anderen Mitgliedern der europäischen Assoziation über das Subjekt, den Signifikanten und das Symptom zu sprechen. Und auch Topologie steht auf dem Programm der Warschauer Psychoanalysegruppe, Eric Laurent wird die Vermittlung dieses schwierigen Kapitels Lacanscher Theorie übernehmen.

Überhaupt, was die Vermittlung der Psychoanalyse in Polen angeht, ob Lacanscher Ausrichtung oder IPA-gebunden, so haben sich hier einige Einzelgestalten deutlich hervorgetan. Die polnischen Gesprächspartner jedenfalls sprechen voller Lob und Respekt über deren persönlichen Einsatz. Feststeht auch, daß die polnische Psychoanalyse, obwohl sie lange Zeit ein Schattendasein führen mußte, im Hinblick auf ihre Organisation kaum hinter der Psychoanalyse in Deutschland zurücksteht. So hält das „institut psychoanalyzy“ der Katarzyna Walewska regelmäßig mittwochs seine Theorieseminare ab, verordnet Supervision und Falldarstellungen und hat die Ausbildung sorgfältig geregelt, sogar ein Ausbildungszertifikat wird vergeben. Und wenn sich auch die „perspectiva freudovska“ zu solchem Reglement noch nicht hat entschließen können, so ist sie in der Theoriearbeit zumindest doch keineswegs säumig geblieben. Seit vier oder fünf Jahren bereist Pawlak einsam die Umgebung, zwischen Stettin, Posen, Danzig, Krakau und anderen Städten, um mit Psychoanalyse-Interessierten zu arbeiten. Was zu Lasten der Familie geht, (Polen scheinen gleichwohl ungewohnt stabile Familienbeziehungen zu haben), hat die Übersetzungsarbeit allerdings sichtbar befruchtet. So sind bereits die *Vier Grundbegriffe*, das *Seminar XI*, von einer Krakauer Gruppe ins Polnische übersetzt worden, (in Krakau scheint man ein besonderes Interesse an der Psychoanalyse zu haben), ist

*Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache* übertragen und die Übersetzung von *La relation d'objet* in Angriff genommen worden. Bedenkt man, daß erst Anfang 1996, also nahezu 100 Jahre nach ihrem Erscheinen, Freuds *Traumdeutung* zum ersten Mal auf polnisch erschienen ist, die Übersetzung von R. Reszke wird übrigens sehr gelobt, so stellt die Übersetzungsarbeit so zentraler Texte wie der o. g. durch die kleine Lacangruppe durchaus eine beträchtliche Leistung dar. Überdies gibt es polnische Freud-Übersetzungen in nicht geringerem Umfang tatsächlich schon seit langem. Vor dem Zweiten Weltkrieg haben sich I. Jekels, H. Nunberg und G. Bekowski darum verdient gemacht; in den sechziger Jahren sind einige der sogenannten Schriften zur Kultur und Religion, *Das Unbehagen in der Kultur*, *Die Zukunft einer Illusion*, Teilübersetzungen des *Mann Moses*, von *Totem und Tabu* hinzugekommen, auch ein Band mit metapsychologischen Schriften (herausgegeben und übersetzt von Z. Rosinska), *Der Witz und seine Beziehung zum Unterbewußten*. Zur *Psychopathologie des Alltagslebens* und die *Neue Folge der Vorlesungen* u. a. m. Letztere Übersetzung kommt von einem Dozenten der „Akademii Nauk“, der polnischen Akademie der Wissenschaften, P. Dybel. (Diese Akademie ist übrigens insofern erwähnenswert, weil sie über ihre präkommunistische, kommunistische und postkommunistische Vergangenheit hinaus, zu Teilen von dem legendären ungarischen Mäzen und Börsenspekulanten G. Szorosz mitfinanziert wird.)

Doch alle neueren Freud-Übersetzungen leiden, wie der Lacanische Psychoanalytiker mehrfach anmerkt, unter dem Fehler, daß sie in philosophischer Perspektive, phänomenologisch oder hermeneutisch abgefaßt sind, wenn sie nicht gar Jungianisch ausgerichtet sind. Als Philosoph und Hermeneutiker sieht der Übersetzer der *Neuen Folge der Vorlesungen* das Problem anders. Im Vordergrund steht für ihn die Absicht, das falsche Freud-Bild zu korrigieren, das sich in der Öffentlichkeit festgesetzt hat. Den Entdecker der Psychoanalyse von dem Etikett des wissenschaftlichen Autors zu befreien und den Schriftsteller Freud vorzustellen, ist auch die Absicht der neueren Freud Übersetzungen, wie die der *Traumdeutung*. Sie versuchen darum, sich stärker am Originaltext auszurichten und beispielsweise die bis dahin gebräuchlichen englischen Begriffe, wenn möglich, durch polnische Begriffe zu ersetzen, so daß aus Ego, Id und Super-Ego in der polnischen Übersetzung der *Traumdeutung* nun „ja“, „nadja“ geworden

ist, die Übersetzung des Id als „to“ aber noch nicht befriedigend gelungen sein soll.

Am Abend dann eine Einladung bei dem Leiter des Goethe-Instituts. Der Psychoanalytiker Pawlak, der Freud-Übersetzer Dybel, eine DAAD-Dozentin aus Berlin sind gekommen, der andere Übersetzer und die Kulturwissenschaftlerin nicht, – soll öfter vorkommen. Das Gespräch kreist um die Vorurteile, mit denen Polen belegt wird. Eine Kostprobe davon hatte ich ja bereits mit der Grenzüberschreitung selber gegeben. Überhaupt stelle ich fest, daß sich mein Polenbild, in der Hauptsache an meiner Bekanntschaft mit polnischen Arbeitsemigranten, Kinderfrauen und Zugehfrauen, und d. h. auch an ausgewanderten Polen orientiert hat, und ich emotional nicht darauf vorbereitet bin, daß man hier hat bleiben wollen, und daß hier ebenso diskutiert und theoretisiert wird wie überall sonst. Woher die Vorurteile? Dr. Seel vom Goethe-Institut erzählt von einer Ausstellung mit Fotografien, die ein junger Soldat während des Zweiten Weltkriegs von Warschau aufgenommen hatte. Er hatte damit festhalten wollen, daß das, was er in Polen zu sehen bekam, mit den Nazibildern, die seine Vorstellung von Polen ausgemacht hatten, keineswegs identisch war. Aber auch die andere Erfahrung soll vorgekommen sein. Auf die wohlmeinenden Bemühungen des Goethe-Instituts, die deutsche NS-Vergangenheit nicht auszublenden, vielmehr in Form von Filmen immer wieder einzublenden, sollen einige Studenten den Kommentar gegeben haben, daß sie von der kommunistischen Propaganda nun aber endlich genug hätten.

Überhaupt die Geschichte. So ganz wohl ist mir nicht in meiner Haut als jemand, der gekommen war, um etwas zum Besten zu geben. Was die Geschichte nach der großen Zäsur von 89 angeht, so kommt mir der Umgang damit allerdings schon wieder bekannter vor. Meinen unterschiedlichen Gesprächspartnern liegt das Thema geradezu auf den Lippen. Da verfechten die einen die Notwendigkeit, einen geraden Strich unter die Vergangenheit zu ziehen, weil man ja miteinander leben müsse, und lassen gleichzeitig erstaunliche Verquickungen durchblicken; berichten die anderen, wie der Dekan der naturwissenschaftlichen Abteilung der Universität, von sauberen personalen Konsequenzen an der Universitätsspitze, – eine Sicht, die seine Frau, die IPA-Analytikerin, allerdings nicht ganz zu teilen vermag –, und verhehlen die zwei Studenten, von denen der eine so ausgezeichnet Englisch spricht, weil er schon 1987 in London und dann später in den

USA war, nicht ihre Wut über die unveränderten, wenn nicht verfestigten Verhältnisse.

Auf der Rückfahrt dann, im Abteil, Reisende zwischen zwei Welten, ein big boss aus Boston, „environmental industries“, Geschäfte mit der Regierung und sein seit 1973 ausgereister ehemals polnischer Adjutant. Und schließlich die Dame, die ein polnisches Buch über Psychoanalyse liest, und die sich, als ich sie daraufhin anspreche, als Berliner Therapeutin herausstellt und eben zu denen gehört, die in Sachen Seele schon seit Jahren nach Polen reisen, um dort unentgeltliche Vermittlungsarbeit zu leisten.

Stefan Sprenger

Von den Großeltern und ihren kleinen Filmen.  
    Von den großen Filmen.  
        Vom Dröhnen.  
Von den oberen Filmen und vom unteren Film.  
    Vom Anderen und vom Stummen.  
        Vom Alten und vom Neuen.  
            Von NIRVANA.  
Von der Baugrube und vom Tier.  
    Von etwas Gutem.

*Überlegungen, wie es früher gewesen sein könnte und wie es heute ist, meiner Meinung nach. Dann drei Geschichten, die mir dazu in den Sinn gekommen sind.*

FRÜHER.

Wenn das Gespräch der Großeltern über die Menschen ihres Dorfes ging, die Menschen, zwischen und mit denen sie groß geworden waren, die inzwischen ihr Alter erreicht hatten oder bereits gestorben waren, über diese Menschen und deren Kinder und Kindeskindern, so strickten beide – in der Stube sitzend, die Nana am Tisch, der Neni auf dem Kanapee – als erstes rasch und geschickt deren genealogische Netze (man glaubte das Klappern der langen Nadeln zu hören), um als zweites die so Verstrickten in einen sogenannten Hausnamen zu stecken. Sie wußten dann, zu welcher Familie die, über die das Gespräch ging, gehört hatten oder noch gehörten. Nach einer Stille sprachen sie weiter.

In dieser Stille nahmen in ihnen die Geschichten Platz, die sich mit einem Hausnamen verbanden und die bestimmten, ob es eine anständige oder eine anrühige Familie war. Dementsprechend waren auch die, über die das Gespräch ging, anständig oder anrühig. Die Großeltern wußten das, ohne die Einzelnen zu kennen. Einen Menschen hat man sie nie erwägen gehört. Ihr Wissen war stumm, eines, das sich in



versagt, er spricht mit Krampf und Entspannung, mit peristaltischem Glucksen oder Verstopfung.

Es ist ein beeindruckendes Erlebnis, ihn zu fragen, mit Worten. Man spürt, wie sich eine Stummheit ausbreitet, etwas seine Grenzen verschiebt, hinter denen niemals gesprochen worden ist, niemals, seit Anbeginn. Die bewegt sich und wandert langsam die Wahrnehmung hinauf. Diese Stummheit hat nichts Wolkiges, sie ist Körper, Masse, Wärme, Gewicht und Dichte. Diese große ruhige Stummheit antwortet eindeutig und direkt, indem sie die Hände in Wärme aufblühen läßt oder den Rücken in einen Schauer krümmt.

Das Denken sitzt dann wie ein kleines Mädchen auf einem großen, langsam ausschreitenden Tier und freut sich über diesen starken, stummen Freund, der es durch die Welt trägt.

Die oberen Filme deckeln den unteren. Sie sagen, wie wir uns mit dem Körper einrichten oder einzurichten haben. Sie sagen, ob der Körper etwas Gefährliches und deshalb unter Verschuß zu halten sei. Sie sagen, ob wir uns fremd und unheimlich bleiben – oder ganz anders, ob wir nach unten schauen gehen dürfen, um aus der Tiefe dieses Körpers zu leben, dann freilich laufen die Menschen andere Wege und sind weniger dem Bann der großen Geschichtenglocken unterworfen.

Der große obere Film ist bei uns lange der Christusfilm gewesen – Näglein, Näglein in der Hand, sag, wer leidet am schönsten hier im Land?

Die meisten großen Filme haben die Menschen aus ihren Körpern vertrieben, weil sie als nackte, schutzlose Wortwürmer immer brauchbarer sind für die, die das begriffen haben – man kann sie dann besser zertreten oder in neue Hülsen stecken, dann zertreten sie sich selber, so geht das.

Aber: Diese Filme und Deckel sind immer löchrig gewesen, Stecken-zäune, keine fugenlosen Wallmauern.

Sie haben nie alles abgedeckt, gleich mit welchem Deckel, es gab immer etwas in der Erfahrung des Menschen, das sich nicht darunter und dahinein bringen ließ – es gab immer noch das Andere, das auch da war, und einfach da war, stumm und einfach da und geschah, dieses Andere außerhalb der oberen Filme und der Siedlungen, darüber, darunter, darumherum, dieses weite und offene, andauernd sich ändernde Andere über dem Hag, das einfach geschah und deshalb anders war, und einen manchmal trug und manchmal erdrückte.

Es war da und hat die Menschen durch die Löcher in den Filmzäunen berührt. Wir sind ruhig geworden und haben eine Zeitlang keine Lust gehabt mitzudröhnen. Wir spürten der stummen Berührung des Anderen nach und spürten darin auch das Berührte, den Körper, spürten, daß er Teil des Anderen ist, daß das Andere Teil von uns und wir Teil von ihm sind. So sind die Deckel immer wieder eine Zeitlang weg gewesen, und die oberen Filme haben mit dem unteren geschaukelt.

Das Andere hat uns immer wieder den Deckel weggezogen und das Stumme in uns spürbar gemacht, und es hat geholfen, wenn die oberen Filme feindlich und böse waren. Und manchmal sind wir auch froh gewesen, unter den Deckel schlüpfen zu können, wenn das Andere zu mächtig und bedrohend über uns eingebrochen ist, das Stumme in uns am Leib gefressen hat.

Unterer Film und obere Filme sind übrigens meistens zu einem Tau zusammengedreht, immer ist Biologie in den Geschichten und Geschichte in der Biologie. Dann sind die Zäune nicht mehr so durchlässig.

**JETZT.**

Etwas hat sich geändert. Etwas ist geschehen. Weil es aus uns herausgewachsen ist, haben wir nicht viel gefragt.

Dieses Schaukeln zwischen den oberen Filmen und dem unteren Film hat aufgehört. Das Schaukeln ist ein Schwirren geworden. Es haben sich die Deckel, die oberen Filme, abgehoben. Sie sind schwirrend in der Luft stehengeblieben, immer gleißender, wie ein Heer kleiner schwirrender Ufos, das in den Tälern und über den Städten die Luft ausfüllt. Die Körper darunter werden steif und leer, sie purzeln und poltern durcheinander. Das Poltern kann man hören, noch vor dem Gedröhn der Leere, die hintenrum weiter ihre Tänze vollführt, aber meistens wird es weggefiltert oder überlagert von diesem neuen trockenen Schwirren, aus dem diese Schwerelosigkeit und das Wegrollen gekommen sind, das sich – je mehr man sich ihm nähert – ins Kreischen der Rückkoppelung zwischen uns und unserer Technologie verwandelt. Wir sind es, die uns mittels Technologie spiegeln und abbilden, eine dauernde Schlaufe, und je länger sie läuft, desto weiter führt sie uns weg von einer alten analogen Ordnung, in der sich das Unvereinnehmbare des Anderen, Stummen, konturenschaffend eingedrückt hat, zu einem neuen Verhältnis hin.

Es ist so gewesen: Wenn wir *im Anderen* etwas zu entdecken glaubten, das wir aus unserem großen Film kannten, dann nahmen wir es mit einem Namen in unseren Film auf. Die Analogie zwischen dem, was wir aus dem Film kannten, und dem Teil des Anderen mußte offensichtlich sein, jeder mußte die Entsprechung sehen können, sie mußte sich sehen lassen – der Gedanke, die Andeutung genügte nicht. Wir bauten *an* einer Ordnung, auf deren einer Seite sich unser Film, auf deren anderer Seite sich das Andere abdrückte. Das Wetter, die Pflanzen, die Tiere, unsere Sexualität, unsere Träume und unsere Kinder waren die fransigen Ränder dieser Ordnung.

Es ist diese alte Ordnung durch etwas Neues ersetzt worden, ohne daß wir merkten, was geschehen ist, angezogen und begeistert von **einer** plötzlichen göttlichen Süße, einem feinen Stäuben von Zucker in die Zellen unseres Körpers. Angezogen und begeistert von diesen süßen körperlosen Stimmen und Tönen, die geordnet, rhythmisiert, geflochten und gezöpft, *als rhythmische Ohrenfriese*, als ornamentale Wände in uns hineingleiten. Nun aber wird unser großer Film lückenlos er wird dick, und seine *Oberfläche splittert auf*, und die vielen kleinen Splitter verschließen jede Öffnung, jedes Schlupfloch; lückenlos ist dieses Mosaik, rauh wie der Mittag, weich wie die Nacht. Unter diesem Aufprall von Gezöpftem, Geflochtenem, von Rhythmen und streng sequentiellen Bildern, unter diesem maßlos absichtsvollen Regel- und Maßwerk der Gefühlsschienen, des Geschlechterduetts, der Lebens- und vor allem der Sterbensweisen, unter dieser großen, sich aus dem Nichts aufbäumenden Ton- und Bildmauer, vor dieser gigantischen leise surrenden Wand aus seelischen Tätowiernadeln, unter diesem Anprall vergessen wir, vergessen das Dröhnen – das anderswo umso lauter zu ertönen scheint –, vergessen auch und vor allem das Andere über dem Hag und das Stumme in uns. Vor uns funkelt das lügnerische göttliche Präsens von Licht und Stimmen, von Musik und Bildern, aus dem wir nicht entkommen und auch nicht entkommen wollen, weil wir es sind, die in uns hineingleiten, und es geht so leicht, es ist so süß, und das, was früher durch die Filmlücken getastet hat, verkommt jetzt auf der Konjunktivdeponie auf unserem Rücken. Was wäre Natur ?

Dieses neue Verhältnis, dieses Schwirren, ist keine Ordnung: es ist nicht fest. Es gleicht einer schraubenförmigen Bewegung durch einen frei schwebenden Schwarm von Bruchstücken, Reste des alten Planeten, eine Art taumelndes und auch verstummendes Tauchen in die

Verästelungen des Wahrnehmungsapparates und weiter ins neuronale Netz des Bewußtseins und da hindurch in die Morphologien des Transpersonalen und weiter und weiter und weiter. Das im besten Fall.

In diesem neuen Verhältnis ist das Andere, das Stummen nicht mehr vorhanden, es wird zu einem Rest der alten Ordnung, es hat schlichtweg aufgehört zu sein, in uns. So tragen wir es auf dem Rücken.

Die alte Ordnung – wir sehen ihre Bruchstücke an unserem Körper entlanggleiten – ihre noch handwarme Vertrautheit perforiert kurz das Herz –, sie drehen sich und schimmern ein letztes Mal in der Leere und sinken langsam weg. Manchmal fürchte ich, daß wir plötzlich wie Gas aus leeren Druckflaschen aus unsern Körpern zischen, weil wir das Andere und unser Stummes zu der alten Ordnung schlagen und aus uns streichen.

Es folgen die drei Geschichten.

#### 1. GESCHICHTE: NIRVANA

Eine große Liebe hatte abrupt geendet. Nach den ersten Wochen verflüssigte sich der Schmerz nicht mehr in Rotz und Tränen. Er zog sich nach innen zurück und lag dort unzugänglich, steif und sperrig wie eine umgestürzte Schaufensterpuppe, eine geschlechtslose Blöße unter Glas. Da war in mir etwas Zweites, Fremdes, und ich mochte es nicht und nahm Zuflucht zu alten Betäubungsritualen im Hause meiner Eltern. Im Lauf der Jahre hatte sich gezeigt, daß diese Rituale manchmal an ihrem Ende eine heitere, wissenlose Durchsicht und Versöhnung der Umstände bewirken konnten – davor aber erhoffte ich mir eine erneute Verflüssigung des Schmerzes.

Gegen halb Elf – das Haus ist bereits still und dunkel – setze ich mich ins Fernsehzimmer und beginne durch das endlose Maisfeld der Geschichten zu rudern und zu stolpern. Die Geschichten stehen hoch und gilb und rascheln dürr, die ganze Nacht. Es laufen viele Linien, manchmal bleibe ich lange, manchmal nur kurz in einer, zwänge mich in die nächste weiter, und so geht es lange die Tastatur der Fernbedienung auf und ab, bis in die kleinen Stunden. Es sitzt nur noch Fleisch und Skelett, das Übrige ist von diesem neurologischen Rammbock aus weißer gekörnter Strahlung zerblasen, die Gehirnwellen zerbrochen, die wortbesetzten Verstandeschichten pulverisiert. Eine zweite wortlose Art des Verstehens bietet sich jetzt an. Ich ging durch das große

warme Haus in die Stube, kniete auf den Tibeterteppich und ließ mich streicheln von einer Musik, die ich zufällig in den CD-Staffelungen meiner Geschwister gefunden hatte, bis das gläserne Reliquiar um den Schmerz zerbrochen und ich endlich endlich schüttelnd auf den Teppich sank und im losgebrochenen und durch die Nacht driftenden Raum über die Maisfelder trieb, zu den Lichterbögen im Leeren und im nächtlichen Nieseln über den Fluß und die feuchten Felder und dabei die Stimme des Sängers an meiner Seite hatte, diese verschüttete und resonanzlose Stimme, die mit mir nach unten gegangen war und mich jetzt weiterflöbte, durch die schleppenden Gitarrenriffs zu den schmalen dunklen Cellostränden, wo so etwas wie eine tröstende Berührung war, und ich blieb lange dort liegen, in den schwarzen Sand eingewühlt.

Ich mochte diese Stimme sehr und auch die Band: die hieß Nirvana und der Sänger Kurt Cobain, und es war ein derart auf den Kopf gedrehtes Nirvana in diesen Nächten, nicht erleuchteter Geist ohne Materie, sondern durchleuchtete Materie ohne Geist, und mein Lieblingslied war das zwölfte und letzte, und dieses Lied verstummte zwar, aber endete nicht, weil die Sekunden weiter über die leuchtende Flüssigkeitskristallanzeige des CD-Players tickerten, bis an den Horizont der verspiegelten Scheibe und darüber hinaus. Ich wußte nichts von dieser Band und dieser Stimme, und es reichte, daß da diese Stimme war und die Lieder, die mit mir gingen, und ich hatte einen Verbündeten.

«Der Sänger von «Nirvana» im Koma. Nach übermäßigem Genuß von Barbituraten und Champagner liegt der Sänger der amerikanischen Band «Nirvana» im Koma. Wie der italienische Rundfunk am Freitag berichtete, wurde Kurt Cobain um 6 Uhr 30 in ein römisches Spital eingeliefert. Die dreiköpfige Band aus Seattle befindet sich zur Zeit auf einer Europatournee und ist kürzlich auch in Neuenburg aufgetreten.» (Reuter)

Aus der Wochenendausgabe der NZZ vom 5. und 6. März 1994,  
Seite «Vermischtes», Rubrik Kurzmeldungen.

«Der «Nirvana»-Leadsänger Kurt Cobain gestorben. Seattle, 8. April (ap). Die Galionsfigur der Grunge-Bewegung Kurt Cobain, der Leadsänger der Popgruppe «Nirvana» ist gestorben. Wie das Management von «Nirvana» am Freitag bekanntgab, wurde die Leiche des

28jährigen Cobain in dessen Haus in Seattle von einem Elektriker gefunden. Nach einer Mitteilung der Polizei ist neben der Leiche, die einen Schroteinschuß im Kopf aufwies, ein Zettel mit einem Selbstmordhinweis gefunden worden. Bereits im Vormonat war Cobain nach Einnahme eines Drogen-Alkohol-Gemisches in einem Römer Hotelzimmer im Koma gelegen.»

Aus der Wochenendausgabe der NZZ vom 9. und 10. April 1994,  
Seite «Vermischtes».

o

Es ließe sich noch so viel sagen zu den beiden Meldungen – weshalb aus Barbituraten und Champagner ein Drogen-Alkohol-Gemisch wird, zur Art des Selbstmordes – ich mag in die Blase nicht hineinstechen.

Ein Verbündeter war weg und seine Stimme zu der eines Toten geworden.

Es gibt einen fiesen und gemeinen Film für Menschen, die sich über ihre Kunst mit einem verbünden können, einen dreckigen heimtückischen Gefühlslauf, der messianische Befreiung und frühen Heldentod ineinander verdrillt; der ist seit dem Ende der 60er in einer spezifischen zeitgeschichtlichen Form in den Ritualfundus der Gefühlsökonomie eingegangen. Es ist nicht klar, ob wir – die Berührten, Befreiten – nicht anders können, als das Sterben unseres Verbündeten und Trösters wunschführend vorwegzunehmen – im Sinne der Erzeugung einer Feldspannung für den nächsten Ritualschritt – oder ob der Verbündete selbst nicht mehr von diesem in Gang gesetzten Ablauf lassen kann – angezogen von der verheißenen Auflösung am Ende dieses schrecklichen Laufgrabens. Vermutlich amalgamiert beides zu diesem elektrifizierten und übers PA verstärkten Christusfilm – denn auch meine Kultur – die Rockkultur – hat sich nur sehr selten aus der Schuld- und Opferökonomie lösen können, und wer die Leute abholt und ihnen eine Öffnung in der Mauer verschafft oder mit ihnen unten durchtaucht, scheint das immer noch mit der Auslöschung seines Körpers sühnen zu müssen.

Ein Verbündeter war weg und seine Stimme zu der eines Toten geworden.

## DIE ZWEITE GESCHICHTE: DIE BAUGRUBE

Anfang 92 unterrichtete ich an der Realschule Vaduz Zeichnen, jeweils am Samstagmorgen. Ich fuhr gegen halb zehn mit dem Fahrrad von Triesen nach Vaduz und bemerkte im Triesner Industrieviertel – das Blechkubus um Blechkubus den schmalen Streifen Ackerland zwischen Berghang und Rhein versiegelt Aushubarbeiten für einen Neubau. Ich zeichnete die Grube jeweils ca. eine Viertelstunde und schrieb am Nachmittag kleine Protokolle, die Bauarbeiten betreffend. Das folgende spielt sich von Mitte Jänner bis Mitte März ab.

Das Grundstück quadratisch, ca. 20 x 20 m, in den Ecken schmale ungeschälte Stämme als Visierstangen. In der Mitte ist die Erde 2 m tief weggebaggert. Es ist Schwemmland, oben dunkel und lehmig, graublau glänzen die Bißspuren der Baggerzähne in der festen Erdwand, dann folgt Sand, fein und pur, ab 1 m Tiefe. Zu sehen sind auch rostrote Einschlüsse, lagenweise, einen 1/2 m. Dann Kies, faustgroß, Rheingeschiebe; das Rostrote auch hier. Links der Grube ein Pflanzungsrest, strenge Linien Maisschäfte, sauber abgeschnitten, wie gelbe ausgeblasene Kerzen. Ein Teil des Aushubs ist über die Straße aufs gegenüberliegende Feld verbracht, ein Wall Erde, schwarz vor dem Tiefnebel, dem milchigen kalten Deckel über dem Tal.

Eine Woche später. Ich fahre mit dem Fahrrad von Triesen talwärts, zwischen Rheindamm und Kanal. Tiefnebel, keine Berge, keine Hänge, die Welt ist flach und weiß und weit und leer und still und kalt, hinter mir der kahle Windschutzstreifen, links die leeren Felder, dann der Damm, rechts die Hecke der Schrebergärten. Vor mir trabt ein Jogger, langsam, mit ganz kurzen Schritten, als wären seine Füße Hundepfoten. Ich komme näher, und während ich überhole, endet rechts die Hecke, und ein unmäßig großer gelber Trax mit einer riesigen pechschwarzen Schaufel steht da mitten im anschließenden Feld, viel zu groß für das flache leere Zimmer, das Nebel und Schnee zwischen Bäumen und Flußdammbildern. Hinter dem Ungetüm, den Kanalbäumen zu, lange Reihen 2 m hoher Erdkegel, regelmäßig nebeneinander gesetzt, oben flach gedrückt, viele, gestaffelt, ein paar hundert Meter, wie ein Feld kleiner kalter Vulkane.

Es kommt so unerwartet, so heftig, der klobige Trax, die gähnende Schaufel, die abgeladenen Fuhren Aushubmaterial, und – wie ich den Jogger überhole – schaut mich erschreckt das kranke Gesicht eines älteren Mannes an, dick eingeschmiert mit weißer Salbe, als hätte ihn

der Nebelmorgen ausgestülpt und liefe jetzt in sich selbst, eine schleppende Zeit in einem kahlen, nur mit Trax und kalten Vulkanen möblierten Winterraum.

Das Grundstück ist zur Gänze abgetieft, 2 1/2 m, der Grubenboden nivelliert und einheitlich mit weißen Kieswacken bedeckt. In einer dicken, aufrecht stehenden Betonröhre wird Grundwasser gefaßt und in zwei Schläuchen über die Straße, das Feld in den Kanal gepreßt. Um über die Schläuche fahren zu können, ist aus Sand und Schalungsbrettern eine doppelseitige Rampe gebaut. Der angeschüttete Sand ist gefroren, auch das rosarote Bauvlies darüber, in Falten und Dellen, wie eine steife Haut.

Das Tier saß am Rande eines verschneiten Ackers, einen halben Kilometer nördlich der Baugrube, direkt am Wegrand. Ich hab' es zuerst von hinten gesehen, seinen massigen schlamm-schwarzen Rücken, unten breit, oben schmal, als wäre es direkt aus dem Acker gewachsen. Dick die Haut, feucht und grob, einem Walroß ähnlich, auch in der plumpen Gliederlosigkeit des Rumpfes. Ein Schrecken war da. Das Tier hat sich nicht gerührt, es hat sich nie gerührt. Es hat nur geschaut, kein Zucken, kein Laut, nur dieses geballte Schauen. Vorne war eine große Dunkelheit und daraus heraus ein Schauen. Dieses Schauen hat etwas mit sich getragen, aus dieser Dunkelheit heraus, das war deutlich und spürbar, und wenn man in diesem Schauen war, hat das Tier etwas gesagt, stumm. Ich fresse Dich, hat es gesagt, wenn man sein Schauen in Worte übersetzen will. Ich fresse Dich. Ich fresse Dich. Ruhig, ohne Drohung, keine Gier. Ich fresse Dich.

Der folgende Samstagmorgen zeigt die Grube 4 m tief. Beide Absaugschächte gurgeln. Furchen durchziehen den weißbekiesten Grubenboden, dazwischen bildet der Kies meterhohe helle Kämme. Die Furchen führen zu den Betonröhren – Bodendrainage. Es ist schwierig in der Grube zu gehen, der Kies ist grob und in Klumpen gefroren, gibt weder nach noch rutscht er weg. Die Knöchel knicken mir, ich stolpere andauernd. An einer Stelle drückt Wasser durch, lautlos und hell. Die Schlauchrampe auf der Straße ist grob betoniert, die Autos bremsen, ihre Lichter leuchten in den grauen Himmel, langsam fällt der Strahl wieder auf die Erde zurück, sie beschleunigen.

Der Grubenboden ist eine Woche später flachgewalzt. Graues, mit Schalungstafeln beschwertes Bauvlies verhindert an der Südwand das Nachrutschen von Sand und Kies. Ein kleiner Poclairn und eine Walze,



beide gelb, sind daneben abgestellt. Eine Fräse, viel splittigeres Bauholz, Schalungstafeln. Auf dem Grubenboden sind Rechtecke und Quadrate markiert, mit einem orangen Leuchtspray. Die Linien sind exakt gesprüht, ein Plan, 4 m unter Bodenniveau. Sie leuchten. Grubenboden, Maschinen und Holz tragen Reif, vom Kälteschatten der Südwand. Die Grube wirkt ruhig und geordnet, wie ein Spielbrett oder ein Tisch, der bald gedeckt wird. Oben zieht sich rundherum ein rotweißes Absperrband aus Plastik, es zieht sich straff von Eisenpflock zu Eisenpflock.

Drei arbeiten in der Grube, die Woche darauf. Es ist kalt, der Himmel bedeckt. Die markierten Vierecke sind mit exakten Binnenböschungen ausgestochen worden – es schaut schön aus, so grau und körnig und mit exakten Kanten, wie in den Erdboden eingelassene Tröge. Die Arbeiter legen dicke Rippenstangen aus Eisen in die Vertiefungen, in regelmäßigen Abständen. Die Stangenenden sind im Böschungswinkel nach oben gebogen – sie passen nahtlos in die Tröge und bilden den Rost für dünnere Eisen, die darübergelegt werden. Es entstehen Gitter, im und über dem Boden.

Die Grube verändert sich jetzt schnell. 10 Männer arbeiten in der Tiefe, sie bereiten den Guß der Fundamentplatte vor, verdrahten die Armierungseisen, die mit einem Fuß Abstand über dem Bodengitter zu schweben scheinen. Es ist kalt und düster, sie arbeiten barhändig, konzentriert und stumm, der Vorarbeiter ist nicht laut. Wenn sie über die rostroten Armierungsgitter gehen, schwingen sie weich auf und ab. Ein Kran ragt hoch.

Sonntag, kurz vor Mittag. Ein Feuer brennt in der Grube alleine vor sich hin. Verfeuert werden Holzabfälle, kaum Rauch, nur das Geräusch. Die Fundamentplatte, ein großes L in der quadratischen Grube, ist gegossen, zweiteilig. Mit großen blechverkleideten Normplatten werden auf der Nordseite Stützen und Wände gegossen. 5 Männer arbeiten an den Gußschalungen.

Einen Monat später steht das Kellergeschoß, tiefe Rillen schraffieren seine Decke. Das Gebäude, das bis jetzt einen L-förmigen Grundriß zeigte, erhält zu meiner Überraschung einen quadratischen. In dem Viertel der Grube, das bisher als Materiallager diente, beginnt der oben beschriebene Prozeß des Ausebnens, Aufsprayens, des Aushebens und genauen Auslegens der Vierecke mit den trogförmig gebogenen Eisenstangen – Baulogistik. Am Südrand die Schalung für ein Kellerfenster – man wird dort einen Lichtschacht gießen.

Der größte Teil der Baustelle ist jetzt ebenerdig. Ich halte nicht mehr an, mache keine Skizzen mehr, schreibe keine Protokolle. Auch das Tier ist nicht mehr da. Ich habe keinen Schrecken mehr empfunden, wenn ich es im manchmal weißen, manchmal schwarzen Acker hab' sitzen sehen, die Wochen über. Ich habe oft an es gedacht, damals, an sein befrachtetes Schauen, seine aufgeladene Starre, seinen stummen Satz. Es war niemals Vertrautheit da, nur wortloses Nicht-Verstehen-Können, in einem hartnäckigen Angesprochen-Sein. Wo das Feld, die Grube war, werden jetzt große Autos verkauft, diese falschen Körper, in denen wir nicht gefressen werden können.

DIE DRITTE GESCHICHTE. Eine Fantasie, die sich blitzartig diesen Sommer eingestellt hat, auch eine Grubengeschichte.

Es gibt ein Gelände, flache Riedwiesen, ziemlich feucht, da ist niemand und geht auch keiner hin. Vereinzelt Holdergebüsch, wo einmal Hütten standen, Auwälder. Manchmal dahin gehen, mit einer Schaufel über der Schulter, einer Säge, einer Schale, und einen Platz in einer der Wiesen suchen, weit genug von Bäumen entfernt. Den Soden ausstechen, ein Loch zu graben beginnen, ein Rechteck, 3 m lang, 1 1/2 breit, mindestens 1.70 tief – das hängt vom Grundwasser ab. Das dauert eine Weile und bald drei schlanke Stämme hauen, den einen zersägen und die Stücke als Trittsprossen zwischen die beiden Holme binden. Des Lehms wegen graben, der nach einem halben Meter zum Vorschein kommt, eine dicke Schicht, und er wird feuchter, nach unten zu. Es wird Abend, die Hände sind voller Blasen, der Rücken tut weh, die Arme sind schwer. Sich eine Stunde in den Lehm legen und den Sternen zuschauen, wie sie über den Grubenrand kommen. Erwachen und frieren. Die Hände dick mit Lehm einschmieren, auch Brust und Schultern und sich auf dem alten Hochstand schlafenlegen.

Manchmal fallen Tiere über Nacht in die Grube, kleine meistens, Mäuse, Nattern, selten ein Igel. Sie sammeln sich auf dem Lehmhaufen in der Ecke. Sie auf das Schaufelblatt nehmen und an den Grubenrand setzen. Mit der Schale das Grundwasser auf den Soden schöpfen. Zu Ende graben. Der Lehm an den Wänden ist nicht mehr zu feucht. Modellieren, kniend, und darauf achten, an den beschatteten Wänden zu arbeiten. Der obere Rand wird bröckelig, ihn so gut es geht mit dem eintretenden Grundwasser befeuchten. Großflächig modellieren und

mit den Händen: Gestalten, Frauen, Tote, Götter, Engel, Tiere mit riesigen Schwänzen, Soldaten, viele Soldaten. Manchmal kratzen oder nur Muster pressen oder den Bodenlehm an die Wände klatschen Batzen um Batzen – bis sich eine Schuppenstruktur bildet. Zudecken, zusammentreten, abschlagen, wieder aufbauen, bis ein Ankommen und das, was da sein soll, an den Wänden ist. Nochmals Wasser auf die Soden schöpfen. Zum Fluß gehen und sich reinigen. Sich bekleiden.

Am nächsten Morgen Holz suchen. Auf das Bodengitter aus dicken Ästen lagenweise dünne Reiser legen, trockene Rinden, bis die Grube voll ist. In der Mitte ein Loch lassen und dort Feuer machen. Über Nacht bei der Grube bleiben, das Feuer fällt zusammen, die Glut liegt dicht. Die Wände kommen Spanne um Spanne zum Vorschein, das Modellerte ist hart und schwarz und von der Asche grau beflockt. Manchmal sind ganze Teile in der Hitze abgeplatzt. Rötlich glösen die Formen im Widerschein, die Tiere, die Frauenleiber, die verkrümmten Soldaten, die Wand der Toten, die Muster. Die Wärmemachtschläfrig. Am Grubenrand erwachen und durch das Licht zum Fluß gehen. Den Soden am Abend an seiner alten Stelle festtreten. Nochmals Wasser holen und die Oberfläche tränken. Ein wenig Lehm essen, die Werkzeuge reinigen und sie in den Schopf stellen, zu Hause, auf den Boden.

WIEN AUS DER OSTEN-TASCHE  
– EIN WEICHBILD ODER EINE KONVERSATION –  
DER KÜNSTLER WAR ABWESEND VOM 12. SEPT. – 4. NOV. 95

Hansjörg Quaderer

**HINTERGRUND**

Wien ist zuerst nur ein bißchen Wien, wenn du aus Liechtenstein kommst. Etwas liegt hinter Dir, und die Gegenwart wirst Du eben noch einholen. Die doppelte oder mehrfache Verneinung der FL-Verhältnisse als Position. Die Grundstimmung für meinen Wien-Aufenthalt vom 12. September bis 4. November 95 war nüchtern bis bodenlos. Nach eineinhalb Jahren fruchtlosem Vorfreude-Kultivieren um die Spoerry-Fabrik in Vaduz wurde mir „der Boden zu kahl“. Das Stück großformatiger Malerei, – Ockermalerei –, wollte ich realisieren, von der mir träumte, ich könne sie im Raumschiff des Spoerry-Areals vollziehen. „Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch“. Trotzdem und zubehörlos. Ungeachtet der hiesigen Dämpfer-Naturen, die leise Zerknirschung auflösen, unverdrossen, mit freieren Händen ans Werk gehen. Plötzlich hast Du keine andere Wahl, als Dich vom notorischen Bitt- und Gesuchsteller zum Kunst-Täter hochzurappeln. „Rappeln“ mit anderen Mitteln: Mit Methode und Weisheit.

**WIE HÄLT MAN SICH SCHADLOS?**

Das Tagträumen in Liechtenstein war eine Seifenblase. Genug im eigenen Saft geschmort, wo Du nicht gar, sondern nur garstig wirst. Ich mußte ausweichen. Ausweichen, Lavieren, ein Ausweichmanöver. Die schachliche Terminologie fließt unweigerlich in diesen Bericht ein. Also als Freibauer durchlaufen und mich höher: sprich „kunstgerecht“ verwandeln. Übrigens: Quatrarius, von dem sich mein Name

herleitet, bedeutet „Freibauer“. Mich also austauschen, – aus freien Stücken, ohne imprésario, ohne Roßhändlerin. Ein Wechsel war angesagt, sozusagen ein Schichtwechsel. Der Schichtwechsel war mir Komplize.

#### DIE QUALITÄT GEWINNEN

Ich durchmenge mein nicht ganz leichtfertiges Reden mit Einschüben und Phasen einer Schachpartie. Als Wechsel und Denkpause. So, wie ich das Schachspielen als Dilettant handhabe und brauche, wenn mir Fad ist und Spannung fehlt. Ich kann Marcel Duchamp in dieser Hinsicht gut verstehen, der streckenweise die kleine Rochade zwischen Kunst und Schach ausführte. Wer eine Leichtfigur, einen Springer oder einen Läufer, für einen Turm tauscht, gewinnt im Schachjargon die Qualität. Was je nach Stellung viel oder wenig bedeutet. Man kann auch mit Vorteil eine Qualität opfern, was der Inder Anand überzeugend in der 9. Matchpartie gegen den Weltmeister Kasparow demonstrierte.

Ich nahm mir eine Auszeit, habe jedenfalls das Quäderle ein Stück weit für die KulturSchmiede in Wien eingetauscht. Immer wenn Du im Begriffe bist, im eigenen Saft zu schmoren, solltest Du eine Qualität opfern, die Flucht nach vorne antreten, wodurch sich auch Schönheit definieren ließe.

#### NACHLEBEN, NACHSPIELEN

Gelingt die Rochade zwischen Kunst und Leben?

Nachspielen geht mit Gewinn nur eine Schach-Partie. Ich habe eine Niederlage des Schach-Weltmeisters Kasparow gegen Iwantschuk ausgewählt, die kürzlich am CS-Masters in Horgen gespielt wurde. Eine französische Partie. Selber spiele ich keine französische Eröffnung mehr, aus Boykott gegen die zynischen Atomversuche der Franzosen.

Ich werde die kritischen Stellungsbilder kommentieren.

Stellungsbilder: Was gesagt gehört, wenn es einen in Liechtenstein in die Kunst verschlägt. Was der Fall ist und was die Falten. Der ungemein anregende Schach Spieler und -Wissenschaftler Savielly Tartakower schrieb einmal: „Die Drohung ist stärker als ihre Durchführung.“

KASPAROW – IVANTSCHUK,  
CS-MASTERS HÖRGEN, 6. RUNDE, 26. OKT. 95

#### Französische Verteidigung

1. e4        e6
2. d4        d5
3. Sc3       Lb4
4. e5        b6
5. a3        Lf8
6. Sf3       Se7
7. h4        h6
8. h5        a5
9. Lb5 +    c6

#### PARALLEL-AKTIONEN

Das Angebot, eine Zeitlang als Gastkünstler in der KulturSchmiede zu arbeiten, brachte Erleichterung. Heuer im Februar bekam das Vorhaben durch einen Wien-Besuch Konturen. Ich hatte vor drei Jahren über meinen langjährigen Schulfreund Reinhard Geir einen russischen Künstlerkreis kennengelernt, der sich um Gogi Okropiridse, einen Metallbildhauer und Silberschmied aus Georgien, scharte, den nachmaligen Gründer der Ateliersgemeinschaft KulturSchmiede. Reinhard half mir im Sommer beim Aufbau meiner Ausstellung in Bad Homburg. Er bot mir großzügigerweise an, daß ich bei ihm in Wien in der Payergasse wohnen könne, wenn ich eine Zeitspanne in die KulturSchmiede arbeiten käme. Der Aufenthalt in Wien war eingefädelt; ich war in der KulturSchmiede willkommen.

Später erreichte mich ein für die *Wie es ist-Abende* werbender Brief von Thomas G. Brunner, der mich ansprach. Ich ließ mich für diesen Abend kurzschließen. Vor meiner Abreise sollte Reginas Schulheft druckreif zusammengestellt sein, was sich unter Zeitdruck als inspirierende und fruchtbare Zusammenarbeit erwies.

#### KUNST = DAS BODENLOSE

Boden für meine kleine Rede sollte ein neuer Boden werden. Der Vorschlag, den Schichtwechsel – Linolboden einzufärben und zu beschriften, fand Anklang. Selbstverständlich erforderte die Idee ein

korrektes Gesuch an die ÖBB, was wir anfangs September 95 einreichten. Die Antwort ließ natur- d. h. beamtengemäß auf sich warten. Wir bekamen Ende Oktober grünes Licht für das Ansinnen, mit der Bedingung, bei Auszug für „gleichwertigen Boden“ zu sorgen.

Ich glaube immer mehr, daß Kunst einem Mangel, einer Dürftigkeit, einer Unbehaustheit entstammt, – recht verstanden – Mangelware darstellt. Sie öffnet ein Fensterlein in einem metaphysischen Wunschkalender. Der Boden wird mehr begangen und bemessen denn bedacht und beschriftet. Ich wiederhole: Kunst = das Bodenlose.

#### FL – EIN BODENSATZ

Im Grundbuch steht das Grundsätzliche...

Schwerkraft lastet auf dem Boden wie auf der Boden-Metapher. Es ist als Grundwort zweischneidig, wie alle Worte, in denen sich Werte kundtun. Boden ist ein Grundwort Liechtensteins. Man kann es nicht genug in Grund und Boden reden. Boden wurde für grauslichste Ideologien mißbraucht. Auf was für Boden stehen wir? Was ist der Standort? Ist der vielbeschworene Standortvorteil bloß der Heimvorteil? Wie belastbar ist Boden? Was bedeutet die Redeweise, daß einem ein Vermögen aufs Grundstück gewachsen sei? Was meint man, wenn man eine gewisse Bodenständigkeit beschwört? Was heißt Bodenhaftung? Zwischen Boden Satz und Bodensatz bemerkt man den doppelten Boden. Bei Bodenpreisen ist die Schmerzgrenze erreicht. Wie kommen Liechtensteins absurde Bodenpreise zustande? Wo wenig ist, da muß es viel wert sein, so bei Wein, Boden und Kunst. Wo es massiv zu undher geht, wird die Kunst moralisch überfrachtet. Ich meine, daß es kein Zufall ist, wenn ein Großteil der Bücher aus Liechtenstein zwischen Theologie und Heimatschutz anzusiedeln sind. Stehen die Bodenpreise in Korrelation zu den Kunstpreisen?

Der Boden ist eine Grundlage. Umso mehr Böden als Wiesen- und Freiluft Tresore gesehen werden, umso mehr Flucht-Kapital die Böden belastet, desto mehr ziehen wir uns den Boden unter den Füßen weg.

Kann mir einer sagen, wie man der Gravität, der Bodenhaftung Liechtensteins entkommt? Das Boden Los ist nicht unbedingt ein Freilos. Bodigt uns der Boden? Ist der Boden ein Fliegenpapier?

Bodenhaftung ist jedenfalls, wenn der Boden klebt. Ein gemeines Wort.

Bodenhaftung, behaupte ich, ist das klammernde Glaubenswort Liechtensteins. Ich plane in meiner Edition Eupalinos eine GrundBuch-Reihe herauszugeben: Fragt sich nur, ob ich die selber schreiben muß? Mir wird manchmal das Licht krumm in Liechtenstein.

#### DER HOLZBODEN DES ATELIERS

In Wien fing alles mit dem Boden an. Der Holzboden des SpielRaums der KulturSchmiede war ungenügend versiegelt. Wir mußten den Boden komplett abschleifen und mit sogenanntem Schwedenlack einlassen. Damit er widerstandsfähig und leuchtender wurde. Über Bodenqualität läßt sich also spekulieren. Ich bin eigentlich froh, daß mir diese triviale, aber grundlegende Arbeit nicht erspart blieb.

#### WAS HEISST BROTLOSE KUNST?

Ein Elektriker muß in der Regel keiner Zweitbeschäftigung nachgehen, um Elektriker sein zu dürfen. Ist es möglich, daß für Künstlerinnen und Künstler in Liechtenstein ein schleichendes Berufsverbot besteht? Gegen brotlose Kunst, – nicht zu verwechseln mit den Fußnoten und Floskeln für die Treuhandkuppeln –, gäbe es ein Rezept. Ich spreche einmal wie ein Apotheker in die eigene Tasche. Mit der Selbstverständlichkeit von Steckdosen müßte neben jeden Fürsten und neben jedes Kruzifix im Land etwas Zeitgenössisches zu hängen kommen. Oder ganz liechtensteinerisch gedacht: Kunst ist doch das realste Eigenheim. Müßte also mit der nämlichen Selbstverständlichkeit gefördert werden.

Wie wir wissen, befinden wir uns in einem abgestandenen Bahnhof, – Sandlern nicht unähnlich –, wo Schnell-Züge immerhin vorbeifahren, auch die nach Wien.

Warten tun die Lokalzüge vor allem für Putzfrauen und Waldorfschüler und Schülerinnen.

#### DAS LIECHTENSTEIN-GAMBIT

Gambit heißt, ein Bein stellen. Bedeutet meist eine Falle: ein Bauernopfer in der Eröffnung, ein vergifteter Bauer. Etwas Unkoscheres. Auf dem Schachbrett gibt es drei höhere Beamte, einen König und eine Dame. Liechtenstein besteht aus einem subversiven Fürsten, fünf



Banken, einer Kunstversicherung, x-Geldadeligen und dem sogenannten Fußvolk. Wer stellt wem ein Bein? Der Volksmund meint: „ein guter Stolperer fällt nicht.“ Wenn man aber alle Bauern opfert, macht das Spiel keinen Spaß mehr.

#### DIE ERWEITERUNG DES KRAGENS

Mircea, der rumänische Bildhauer, der eben ein kleines Atelier in der KulturSchmiede bezogen hatte, gab seinen Einstand. Mit rumänischer Folklore und feinem Marillenschnaps. Während wir den Boden schliffen. Er ist vor drei Jahren aus Rumänien geflüchtet. Er erklärte mir einmal: die erste Zeit lebte er hellhörig auf das, was zu Hause geschah, nachträglich immer, bis er zur schmerzlichen Einsicht kam: Du mußt da, wo Du bist, ganz sein, etwas schaffen, ausrichten, klären. Was mich seltsam berührt hatte: daß Gegenwart nicht hintergangen werden darf. Mircea spricht ein wunderbares, „transilvanisches“ Deutsch mit haarscharf-verschobenen-Formulierungen wie: er ist „ausgewachsen“ in Bukarest. Ob ihm der Begriff des „ausgewachsenen Salats“ bekannt ist? Mircea erzählt von geretteten Büchern aus bodeneben-gemachten Villen. Er ist ein sehr spiritueller Mensch. Er verdeutlicht den Rigorismus der rumänischen Akademie... in einem totalitären Staat.

Breschnew und Ceausescu hätten sich nicht nur Bruderkuß, sondern Blutsbrüderschaft geben sollen, indem sie sich den Hals aufgeschlitzt, und die blutenden Häse gereicht hätten.

Beeindruckend ist, wenn man sich den Hintergrund von Leuten wie Mircea, oder Rados aus Bulgarien anschaut, wie diese in Wien als Flüchtlinge – ohne Heimvorteil – ihre Möglichkeiten und Chancen umsetzen. Könnten wir uns alle ein Stück davon abschneiden.

Namen mir unbekannter Gegenden wie Transsilvanien oder Siebenbürgen gewinnen an Tiefenschärfe in direkter Tuchfühlung, in Begegnungen. Der Satz eines Freundes, daß das Leben eine Kunst der Begegnung sei, war mir schon lange nicht mehr so einleuchtend.

#### KUNST EN PASSANT

Die en-passant-Regel wurde im Schach eingeführt, um zuzulassen, daß sich zwei Bauern schlagen können, wenn ein Bauer durch Doppelschritt von der Grundlinie neben einen gegnerischen Bauern zu stehen kommt. Im Klartext: Zwei gegnerische Bauern sollen nicht

unbedingt schadlos aneinandervorbeikommen. Um Frei-Bauern zu verhindern.

Das Schlagen en-passant dürfte den meisten Künstlerinnen und Künstlern in Liechtenstein bekannt sein, auch wenn sie kein Schach spielen. Aus dem Freibauern wird ein Freiwild.

#### DAS MITTELSPIEL (ZÜGE 17 – 20 IDEENLOS)

10. La4	Sd7
11. Se2	b5
12. Lb3	c5
13. c3	Sc6
14. 0–0	Dc7
15. Te1	c4
16. Lc2	Sb6
17. Lf4	Le7
18. Lg3	Tb8
19. Sh2	Dd8
20. Sg4	b4

Das Schachbrett steht unmerklich in Flammen. Savonarola ließ als dominikanischer Bußprediger im Florenz von 1497 eine „Verbrennung der Eitelkeit“ durchführen, dem Spiele, Spiegel, auch ein Botticelli-Bild zum Opfer fielen. Als Savonarolas kurze Saison vorbei war, landete er selber auf dem Scheiterhaufen. Was auch in Liechtenstein eine lange Tradition hatte. Der Funke ist davon übriggeblieben. Als alter „Züsler“ liebe ich den Funkensonntag über alles.

#### PYRRUS-SIEGE

In einem Anfall von Schonungslosigkeit dachte ich: in Liechtenstein kannst Du nur wohnen, nicht auch noch hingehören. Dafür ist entweder Renitenz oder ein Bärenfell, oder eben beides nötig. Du führst zu Lebzeiten ein Vor- oder Nachleben, hängst Träumen nach, feierst Pyrrussiege, kleine Siege in der großen Niederlage. Aufreibende Hängepartien. Ein Ausharren. Du redest Dir gut zu, leckst Deine Wunden, möchtest gerne im Stillen stark werden, im Kleinen wirksam und zubehörlos. Einen Faraday-Käfig von spiritueller Arbeit errichten. Unnahbar werden, wie alle großen Arbeiter. Geht es darum, im-

mer aus Mangel einen Wert zu machen? Die Ansätze und Spielregeln sind fortwährend zu revidieren, bedeuten keine Lebensversicherung. Kunstfehler, Fehlzüge enden wie im Schach, fatal. Ansätze, die ich in Wien vergaß, wo ich unbehelligt und gut aufgehoben meine Ocker-Malerei in Angriff nahm, dafür den Raum hatte. Vielleicht das kategorische „Besonnen-Sein“ nahm ich mit.

#### GEORGIEN UND NIKOS PIROSMANI

Georgien wurde mir durch Anka, Elenikò, Gogi und Georgi vertrauter. Leuchtende Namen wie Kolchis, Tbilissi, Akaki Zereteli und Nikos Pirosmani bekommen plötzlich Fülle, Farben und Gerüche. Einen diskreten aber fraglosen Nationalismus legen sie an den Tag und strahlen einen mehr als mediterranen Charme aus. Georgi ist ein passionierter Bergsteiger, der sich im Kaukasus auskennt. Georgi Kalatosischwili mit seinem umwerfenden Humor, der mich an die Filme des georgischen Régisseurs Otar Iosseliani erinnert. Er beobachtet, schaut und schmunzelt, läßt beiläufig eine verblüffende Bemerkung fallen. Georgi charakterisiert seine Landsleute als genial begabt, aber faul. Würde eine georgische Expedition den Mount Everest erklimmen wollen, wäre er sicher, daß diese vom Basislager einen Sherpa hochschickten, um die georgische Flagge zu hissen, während die Georgier fröhlich am Saufen wären...

Einmal meinte er, die Aussicht wäre so klar gewesen, daß man sich auf den Rücken sehen konnte.

Gogi Okropiridse, der eigentlich auch Georgi heißt, – denn insgeheime Drachentöter sind fast alle Georgier –, ist der Gründer der KulturSchmiede. Ein Silberschmied und Metallbildhauer. Von wortkargem Wesen, aber sehr grandios, wenn er etwas illuminiert. Ein wilder Kaukasier, ein Introvertierter, in dem unglaubliche Qualitäten stecken. Ihm ist eine Künstler-Gastfreundschaft heilig. Er stammt aus Tbilissi aus einer Künstlerfamilie.

Seine Frau Ute ist Schriftstellerin und Celan-Spezialistin. Sie hat mich ständig mit Gedichten und Aufsätzen versorgt, als Erweiterung unserer Gespräche, von Dylan Thomas bis Ossip Mandelstam. Hat für mich das Ocker-Wortfeld geräumt. Im Februar stellte Gogis Onkel Tengis Mirzaschwili in der KulturSchmiede aus, dem wir damals beim Ausstellungsaufbau halfen. Ein sehr sympathischer Maler von Bauernmotiven, ganz inspiriert von Nikos Pirosmani, der in Georgien

als Säulenheiliger verehrt wird. Ein Maler von virtuoser Einfachheit. (Kataloge) Pirosmanni wird im Westen oft mit dem Zöllner Rousseau verglichen und damit unstatthaft auf Bekanntes reduziert. Der populäre Maler ist einerseits von irdischer Konkretheit andererseits von traumglänzender Wirklichkeit, von dunklen, beglaubigten Farben.

#### „DER GEIST DES HAUSES“

Der Ateliersgemeinschaft KulturSchmiede haftet ein leicht anarchisches Flair an. Ein Hauch von Tiblissi. Wo aber nicht nur gefeiert, sondern auch geschuftet wird, fast rund um die Uhr. Die KulturSchmiede hatte sich kurz nach der Gründung im Oktober 94 als Verein konstituiert. (Steckbrief!) Es sind 7 Ateliers mit der Schmiede, die den Namen gab. Insgesamt 240 m<sup>2</sup>. Grundidee der KulturSchmiede ist, daß man sich den zentralen Raum von 60 m<sup>2</sup> für prozeßhaftes Arbeiten leistet, für Lesungen, Konzerte, Aufführungen und selbstverständlich Ausstellungen. Daß sich dieser Freiraum finanziell selber tragen soll, durch Miete, Eintritte, Gößer und Gönner, ist ein Ziel, dem man beharrlich näherkommt. Die Liechtensteiner und Liechtensteinerin der KulturSchmiede, sprich Yvonne, Reinhard und ich, haben den pragmatischen Flügel im Ganzen ausgemacht, erledigten, besorgten, revidierten Statuten, bildeten den allemannischen Stoßtrupp. Wir konnten einiges in Schwung bringen, wo der Schlendrian drin war.

*Der Geist des Hauses* ist übrigens der Titel eines Stückwerkes von Elmar Hanke, das am 26. November in der KulturSchmiede uraufgeführt wird. Elmar ist ein vielseitiger Kabarettist aus München. Als ich das Clo bunt bemalte, meinte er trocken: „Gibt’s denn hier keine kunstfreie Zone!“

Sein Stückwerk stellt Elmar wie folgt in einem kurzen Presstext vor: „Die Künstlerin Sempesoku sucht Ende des XX. Jahrhunderts nach einer Existenz diessets von Kommerz und Seelenfängerei. Ähnlich wie Don Quichote, an dessen Verhalten sie sich orientiert, gerät Sempesoku in ein Spannungsfeld zwischen Welterhebung und Narretei.“

#### SCHLEICHWERBUNG FÜR DAS CAFÉ C.I. UND DAS BIB, DAS BUCH IM BEISL

Manfred Judmaier malt und ist Bibliothekar an der Städtischen Bücherei in Wien. Als solcher hat er ein Pilot-Projekt aufgebaut: er ist

freigestellt für das Buch im Beisl. Seine Filiale ist das Café C.I., wo er fast jeden Abend verkehrt und u. a. die Bücherwünsche entgegen nimmt. Eine Initiative, die mir *ausnehmend* gut gefällt. Jeden Donnerstagabend der Saison, findet eine Lesung statt: Ich zitiere aus dem Programm von Manfred Judmaier: „Ab 7. Oktober wie gehabt jeden Donnerstag Unterhaltsames, Literarisches, Wissenswertes zum Nulltarif in den Räumlichkeiten des Café C.I. Wenn Sie sich das Programm für Oktober/November 95 anschauen (*Uhrzeit* beachten), finden Sie neben den *Newcomern* der heutigen Frankfurter Buchmesse frisches Mundartiges zur Saisoneroöffnung, aus der Wiener Gruppe *Hergebrachtes*, in einer Edition *Angesammeltes*, politisch Weltanschauliches, scharf formuliert, sowie *Sprachspielerisches*, wohlgesetzt und gehörgängig. Raum und Zeit wird dem Chaos gegeben, dem Ping und dem Pong, den Worten überhaupt, den Klängen, dem Äther, dem Anschauen der Welt und nicht zuletzt den Bildern.“

Das BiB weckt in mir versteckte Existenz-Möglichkeiten: die Quäderle Bibliothek einen Nachmittag, als Privat-Filiale der Landesbibliothek, zu öffnen: als BiQ, Buch im Quäderle, oder die *Les-Art*.

Ein berühmtes Vorbild ist mir Jorge Louis Borges in seiner *babylonischen Bibliothek*.

„DIE ABWESENHEIT IST DIE HÖCHSTE FORM DER ANWESENHEIT“

Den paradoxen Satz, ausgesprochen von Peter Szondi im Nachwort zu Walter Benjamins *Städtebilder*, konnte ich nie vergessen. Ich habe den Satz mehrfach ausgekostet und erfahren. Die geläufigste Floskel, „Der Künstler ist anwesend“, müßte aus den Einladungen gestrichen werden.

Eine Woche in Wien und ich wollte die Meister im Kunsthistorischen Museum besuchen. Auf ein Wiedersehen mit Jan Vermeers *Allegorie der Malerei* freute ich mich inständig. Das Bild war nicht da, sondern in der Werkstatt. Anstatt dessen war nur ein gestempelter Zettel an die Wand geheftet, wo vermerkt war, wo sich das Bild momentan befand. Ich las diesen Zettel schlampig, war einen Augenblick lang enttäuscht bis irritiert. Dann stellte sich ein merkwürdiges Erlebnis ein. Etwas Riesendes. Plötzlich empfand ich die ganze Magie und den verinnerlichten Klang des Bildes geradezu physisch. Das Bild war vermutlich entstanden aus Erinnerung und Vorfreude auf die sublimen Wirkung,

das es stets auf mich ausgeübt hat. Das abwesende Bild war heraufbeschworen, ohne daß mir der Kunstgriff deutlich wurde.

Ich denke, daß die Dimension des Innenraumes für die Malerei in ganzer Tragweite von Jan Vermeer erschlossen wurde. Bei Pieter Breughel d. Ä. verfließen die Stunden in nicht endender Leichtigkeit. Franz Hals, souverän, dem Leben rechtgebend. Über „Gonella“, den Hofnarren von Ferrara, gemalt von Jean Fouquet, gäbe es vieles zu sagen.

Lassen wir ab vom Lustwandeln und kehren zurück auf den hölzernen Boden des Schachbrettes:

#### DAS FINALE

21. ab4	ab4
22. cb4	Sb4
23. Lb1	Ld7
24. b3	Ta8
25. Ta8	Da8
26. bc4	Sc4
27. Sc1	La4
28. De2	Da7
29. Se3	Dd4
30. Sc4	dc4
31. Df1	0-0

Es ist eine verwegene Leistung, gegen den Weltmeister eine Partie mit Schwarz und einer kleinen Rochade als Schlußzug zu gewinnen. Für den Weltmeister eine ganz und gar außergewöhnliche Partie, vor allem weil er so wenig verliert auf dem Schachbrett. Weiß ist nach Strich und Faden ausgespielt. Der Freibauer auf der c-Linie ist ohne Verluste nicht zu bremsen. Kasparow stürmte wutentbrannt aus dem Saal, hieß es in der NZZ.

#### OCKER-MALEREI

Ich besorgte vom Wellpappen-Menschen Blümel 56 Laufmeter Wellpappe. Zwei Meter Höhe. Ich wollte mit Kohlestücken, Ocker, 2 Terra di Siena-Erden, zinkweiß und oxidschwarz auskommen. Dafür mich auf ein Cinemascope-Format von 12 x 2 Meter beschränken und austoben. Als Bindemittel für die Pigmente verwandte ich erst Acryl-

binder, dann hundskommen und weit billigeren Weißbleim. Ich wollte ohne preziose Malmittel etwas Wesentliches malen. Mit geringen Farbmaterialien fast alles sagen, ausloten, einkreisen, greifen. Ich malte, begleitet von Steve Reichs Minimalmusic oder auch von afrikanischen Trommeln.

Ich war inspiriert von gewissen Höhlenmalereien.

Von prähistorischen Malereien sah ich im Original vor Jahren eine relativ unbekannte Höhle im geheimnisvollen Baskenland. (Santimamiñe).

Die kleine, bescheidene Höhle im Baskenland ist mir Maßstab geblieben. In einer Höhlenkammer nur ein paar wenige Bisons, breit und traumwandlerisch sicher mit Kohle hingezeichnet, Wesen, Augen, Seelen.

Die vor einem Jahr von Chauvet entdeckten und nach ihm benannten Höhlenmalereien in der Ardèche kenne aus einem Bildband, der mittlerweile erschienen ist. Das ist prähistorisches Kino von einer ungeheuren Dynamik: Entfesselt, ursprünglich, primordial.

Das Malen geriet mir auch zum Rausch. Denn auf 12 mal 2 Metern muß Du Dich hineinbegeben, entsteht alles vorzu, ohne vorgefertigte, aufgeblasene Entwürfe. Ich ließ mich treiben. Mit ganz breiten Pinselfn. Schicht um Schicht. An einer Sequenz arbeitete ich ca. eine Woche. Vier Stücke sind entstanden nebst Proben und ca. 40 Skizzen auf Packpapier im Format 70 auf 100 cm.

Herb war, kein Mangan-Blau zu verwenden. Ich wollte aber keiner monochromen Ästhetik erliegen. Die Pastellmalerei im Buch schöpft aus dem vollen Farbspektrum. Auf Anfrage blättere ich gern einmal darin.

#### HOMÖOPATHIE UND KUNST

Parallel zur Ocker-Malerei konzentrierte ich mich auf die Kreise im Pastellbuch. Ich habe mir und der Welt täglich drei heilsame Tropfen in Form von drei Pastellen verabreicht.

#### EIN SCHLUSSWORT

Danken möchte ich den Schichtwechsel-Leuten, erstens für das Gastrecht, zweitens dafür, daß es ihn trotz aller Widerwärtigkeiten noch gibt. Es wäre fein, wenn sich eine weitere Zusammenarbeit

zwischen der KulturSchmiede und dem Schichtwechsel entwickelte.  
Ich wünsche mir, daß die nervenaufreibende Lokalsuche des Schicht-  
wechsel endlich Früchte tragen könnte. Vielleicht weiß ja jemand aus  
der Runde weiter. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

11. Nov. 95

#### LYSA LYSA EYJAFJALLA

Wer fliegt davon  
oder färbt das Gefieder  
über die Flügel hinaus  
wenn aus der Sonne  
die Wellen anklingen  
und sich die Wärme  
im Körper verliert --

Windhalm summt -- woraus  
auch wieder Geschichten gehn ---  
zwei erst, zu Anfang über  
Lippen und Linien, dann viele --  
Vogelstimme schreit laut

**und** in Gedanken ein gebogener Mund  
und -- kann der gefährlich sein?  
Schräge kleine Terz im Vogelleib  
ein kleiner Mund  
der sich nach unten neigt --  
kann das gefährlich sein?



Wo längst, wo alles vielleicht  
längst gleichgültig  
ganz, ja, ganz gleichgültig --

Mag sein! Lysa, Lysa, Eyafjalla, mag sein  
wo nur du die Geschichte kennst, mag sein!

Denn - von nun an klingt  
allein die Schelle  
fällt gleichviel, ja, was noch  
an Worten ein, was noch?

Gestern, heute, wunderhalber --  
tönern klingt, tönern klingt  
aschegebrannt und -- licht --  
hernach, das Echo, hernach

wo sich nichts finden läßt, hernach, nichts finden -  
Lysa, Lysa, in die paar Laute wunderhalber  
tönt, stimmt --- gleichviel, klingt aus --  
gleichviel -- gleich -- aus ---

Ulrike Jarnach

## LESEN GEPLAUDERT DER AUFMERKSAMKEIT ANEMPFOHLEN

---

Lutz Mai

Wir haben einen Erlebnisbahnhof bekommen. Die Kinder vom Bahnhof Zoo stehen jetzt zwischen buntem Neon und auf falschem Marmor. Und die Heine-Buchhandlung gibt es nicht mehr. Dem eigentlichen Bahnhof, seiner Halle, kehrte sie den Rücken. Eingang und Schaufenster lagen unter der Brücke, die die Gleise über die Hardenbergstraße spannt. Der schäbige Dämmer der Unterführung war ein Stück von John le Carré – von hier aus sah man Berlin immer überbelichtet. Anstelle des vollgestopften Ladens einer anderen Ordnung findet man nun Junk-Books, Text-Quickies. Hochglanz für die kleinen schmutzigen Leidenschaften: Der „Jagdhund“, Berge von Autorevuen, Pornos und natürlich Computerblättchen. Taschenbücher auf Drehständern. So'ne Bücher, die in die schöne neue ICE-Welt ein Stockwerk höher passen: voll klimatisiert, die Fenster gehen nicht zu öffnen und im Speisewagen darf man nicht mehr rauchen. Ein neuerlicher Angriff auf die Lesekultur. Man fährt nicht mehr nach Hamburg oder Hannover, weil man endlich dieses oder jenes Buch lesen will. Das war einmal. Gute Reise! Adieu Heinrich Heine. Und vielen Dank für die letzten 25 Jahre, auch wenn's manchmal zickig war.

Berlin Zoo/Drewitz/Marienborn/Hannover mit dem Zug Moskau-Paris: auf soo'ne Reise hätte ich Susan Neiman mitgenommen: *Slow fire, Jewish notes from Berlin*. Eine neue Lieferung in dem Fortsetzungsroman *Adieu Berlin*. „Warum brauchen wir in Berlin den 3. Weltkrieg nicht zu fürchten?“, fragte Wolfgang Neuss einmal und gab die Antwort: „Weil der zweite hier noch nicht zu Ende ist.“ Mit einem S-Bahnticket für ein paar Groschen konnte man in eine andere Welt wechseln, die dann über Nacht verschwand, die ganze andere

Welt. Nach fast sechzig Jahren ganz plötzlich ein Deutschland ohne Wachtürme, ohne Stacheldraht, ohne schwarzblonde Schäferhunde – was wird es werden?

Weder Bodenschätze gibt es in Berlin, nur Sand, noch einen bedeutenden Flußübergang, ein Weltmeer schon gar nicht, keine Kreuzung von großen Handelsstraßen, nicht einmal genug Menschen. Und dennoch: eine große Stadt. Die Menschen kamen und wollten noch kommen. Wo mag der Stadt Anzüglichkeit liegen?

Den verschwundenen Mauerzeiten in unserer Vier-Sektoren-Torte hat Susan Neiman einen Stein gesetzt. So: „Nein, sagte ich, laß uns woanders hingehen, ich hab’ auch fast keine Zigaretten mehr; muß einen Automaten mit Salems finden.“ „Salems?“ „Ah, sorry, ich mein’ Reynos. Salem ist der amerikanische Name für Reynos. Ich weiß nicht, warum es hier anders ist. Alle anderen Importzigaretten behalten ihren Namen. Es ist dieselbe Zigarette und dieselbe Verpackung. In Amerika rauche ich Salems, hier rauche ich Reynos.“ „Wie wird es geschrieben?“ „S-a-l-e-m“ „Und wirklich dieselbe Verpackung?“ „Dieselben Farben, gleiche Anzahl Buchstaben, gleiches Design, alles dasselbe.“ „Na, ist doch klar, Salem kann man hier nicht verkaufen. Der Name ist zu jüdisch, es kommt bestimmt von Jerusalem ...“ Oder so, und das übersetze ich nicht: „When I met her she was sixty years old und very beautiful. Margherita von Brentano came from a noble family, long entwined in the history of German culture and power.“

Ich habe das Buch Liza geschickt. Nach Australien. Wenn sie „in a guter scho“ sagte, was jiddisch ist und „viel Glück“ heißt, dann brachte sie in dem zentimeterkurzen Satz die ganze Strecke von Lodz bis Sydney unter. Sie war fast ein Jahr in Berlin und ging – im Sommer – jeden Morgen im Olympiabad schwimmen. Irgendwann hatten wir wieder einmal so eine rasiermesserscharfe Diskussion, und sie sagte: „Was soll’s, ich zum Beispiel gehe jeden Morgen in Führers Swimmingpool schwimmen ...“

Susan Neimans Abschied ist bitter, ein Bund maror. Am Sederabend, zu Pessach, fragt der Jüngste den Ältesten: „Dies Maror, das wir essen, warum tun wir es?“ „Weil die Ägypter das Leben unserer Vorfäter bitter machten. Wie es gesagt ist: ‚Die Ägypter verbitterten unseren Vätern das Leben ...‘“ „Berlin is not a place where a jew can live without going crazy,“ schreibt Susan. „Rabbi S’s. advice to go back to America

was my first introduction to the jewish community of West Berlin“ ... Ein neues Kapitel aus der blutigwunden Liebesgeschichte der Juden zu dem, was Deutschland, was Berlin sein könnte, wenn nur ...

Man lacht, wenn man die Typen wiedertrifft, die, nachts und der Kinder wegen, kein Auto weit und breit, an der Fußgängerampel auf Grün warten, man findet in den Geschichten den verklemmten jungdeutschen Antisemitismus wieder und lacht nicht mehr, die blonde Hoffnung, in den Dreckhaufen der Geschichte doch noch Ordnung zu bringen: Vergangenheitsbewältigung. Gescheiterte Geschichte, ausrasierter Nacken. Geschichten? Lange Erzählungen, kurzzeilig nur und doch so raumgreifend, gesäumte Prosa, dicht und doch nicht undurchdringlich. Auf engstem Raum und unfrisiert, contes à quatre vents.

Und vielleicht ist Berlin ein Wartesaal, alle sind auf der Durchreise, Transit. In der Ecke lungern zwei Gestalten und spielen Buchstabenwürfelspiel, scheppern die Buchstabenknochen der Stadt in einem Becher und haben nicht mehr Berlin sondern: Rliebn (West). Vor Jahren fuhr ich mit Lucien Israel durch die Stadt. Am Rande der Tagung *Lacan Lesen*. Wir kamen vom Grunewald her. Über den Kudamm zurück ins Zentrum. Auf Höhe des Mendelssohn-Baus, der heute die Schaubühne beherbergt, meinte er in den Tabakrauch hinein: „Es ist seltsam, aber für mich hat Berlin etwas von Tel Aviv, Dizengoff ...“ Zur Tagung *Lacan Lesen* kamen wir etwas zu spät.

What sort of a wish? Jewish. Kinder, laßt einen Rest auf eurem Teller, zum Zeichen für: Nächstes Jahr in Jerusalem/Le-shaná ha-baá birushalajim! Und wenn es auch bloß wieder der Prenzelberg sein sollte.

Susan Neiman: *Slow Fire, Jewish notes from Berlin*; New York: Schocken 1992.

Schocken? Das war einmal: Schocken/Berlin. Aus einer alten Verlagsankündigung: „Die Bücherei des Schocken Verlages will in allmählichem Aufbau aus dem fast unübersehbaren und häufig unzugänglichen Schrifttum aller Länder und Zeiten in sorgfältiger Auswahl dasjenige darbieten, was den suchenden Leser unserer Tage unmittelbar anzusprechen vermag. Die alte hebräische Literatur, deren Lebendigkeit sich gerade in kritischen Zeiten bewährt, soll durch sinnvolle Auszüge und angemessene Übertragungen, sowie durch zweisprachige Ausgaben dem heutigen Leser erschlossen werden.“ Das war 1935.

Aus dem Programm: „Josef und seine Brüder. Ein altjüdischer Roman. Deutsch herausgegeben von Micha Josef bin Gorion. Vögele der Maggid von Auron David Bernstein, eine Novelle.“ Oder „Geschichtenbuch. Aus dem deutsch jüdischen Maaßebuch ausgewählt und übertragen von Ludwig Strauß“... Oder, oder...

Übrigens, Maaßebuch? Kommt so deutsch daher das Wort und ist es nicht. *Ma'asey* ist eine Art Märchen, eine kleine Erzählung. *Massorah* ist die Überlieferung der Leseweise der Thora, und oft sagt man: *ma'asèy avót simán le vanim*. Ungefähr: Wie schon die Vorfäter berichten. Maaßebuch.

Kennen Sie Alfred Stieglitz? Der *The Steerage* schuf? Einen Meilenstein der Fotografie? Natürlich Amerika, das bis heute von der Fotografie mehr gefesselt ist als wir. Alfred Stieglitz: *The Steerage*. Er schrieb dazu: „I stood spellbound or a while. I saw shapes related to one another – a picture of shapes, and underlying it, a new vision that held me; simple people, the feeling of the ship, ocean, sky; a sense of release.“

Untereinander verbundene Umrisse. Menschen. Zurückgewiesene Immigranten in Ellis Island. Zurück nach Europa. Vor vielen Jahren gabes mal eine Stieglitz Ausstellung. Neben dem berühmten *Steerage* hing eine erklärende Notiz: „Although it is often thought to depict immigrants arriving in America, the image was intended to be a tonal composition.“ Darüber könnte man mal eine Nacht lang reden, mit Wein und Tabak.

Nun ist ein Buch erschienen: *Two Lives. Georgia O'Keefe & Alfred Stieglitz. A Conversation in Paintings and Photographs*. Es stellt die Bilder von Alfred und Georgia gegenüber. Da ist *Orange and red Streak* von O'Keefe farbig und doch ein Konturbild und gegenüber *Rainbow, Lake George* von Stieglitz schwarz-weiß und doch der farbigste Regenbogen. Da ist links das zärtliche Porträt einer Nachdenklichkeit (Georgia O'Keefe: *A portrait – Head*) und rechts eine Bewegung wie aus dünnem Zigarettenrauch. (*Abstraction IX*). Da ist *Hands and Thimble*, die Hände der O'Keefe, nährend auf einem Faltenwurf, Hände mit Fingerhut, die den Schatten queren, und dagegen steht: *Petunia and Coleus* kaum gemalt, mehr geatmet. Und und und. Das Buch ist eine Liebesgeschichte. Eines der schönsten über die Spannung zwischen zweien, das ich in der letzten Zeit gelesen habe. „What a difference a day makes“, singt Aretha Franklin,

„24 little hours“. Es endet mit: „... and the difference is You.“ „I can't sing, so I paint“... hatte die O'Keefe gemeint. Man ahnt, daß eine Liebe etwas anderes ist als eine Beziehung, sie treibt und peitscht ...

1978, mehr als ein Vierteljahrhundert nach Alfreds Tod, wird Georgia sagen: „For me has was much more wonderful in his work than as a human being. I believe, it was the work that kept me with him...“

Man kann darin lesen, blättern, lesen, die Augen weiden. In der Nervosität vor einem Rendezvous. Heisere Bilder. Und vielleicht in dem leeren Raum zwischen zwei Sitzungen ...

Georgia O'Keefe & Alfred Stieglitz: *A Conversation in Paintings and Photographs*, New York: Harper/Collins 1992.

Rabbis fahren selten im A-Train. Meyerson tat es neulich. (Keiner weiß, warum). Saß da im Zug ein junger Schwarzer und studierte den Talmud. Den Talmud? Leise, aber vernehmlich: Tropp. Da faßt sich der alte Meyerson ein Herz und tippt dem Schwarzen auf die Schulter: „Sagen Sie, junger Mann, schwarz zu sein reicht Ihnen wohl nicht?“

Wenn einer über die Straße geht und nicht mehr im New Yorker shtetl ist, sondern bei den Latinos, nennt man das Crossover. Also mehr oder minder Unordnung – so eine, wie wir sie mit der Grundregel erzeugen, um so das Gerüst des psychischen Apparates zu präparieren. „Das gehört da doch gar nicht hin, der hat doch damit nix zu tun!“ Man kennt das. Mühsam hat man seine Welt in Ordnung gebracht und all of a sudden begegnet einem Lady luck, what a mess! Durcheinander, auch mit dem schönen altdeutschen Wort Tohuwabohu zu bezeichnen, nennt man hier zur Zeit: Multikulti. Sooo'n feiner Begriff wird's auch nicht richten. Che casino! Balagan!

Was ist Jazz? George, der damit schon wieder im Wunderblock vertreten ist, meinte: „Klar, Jazz ist Musik für Musiker.“ Es ist ein bißchen wie Psychoanalyse: Man hat mit einem Stück Text, sagen wir aus dem Europa 1995, eine rechte Mühe und stellt dann erstaunt fest, daß zu solcher Scherbe ein Stück paßt, das man im Orient des 15. Jahrhunderts gefunden hat. Will meinen, man kommt mit irgendeinem pentatonischen Riff nicht weiter, wird müde und dann gibt irgendeiner ein Stück Afrika 'rein oder 'ne Scherbe von einer alten Zigeunerskala und schon sind alle wieder wach. Und das paßt zusammen? Alles klar?

Jazz, the A-Train, New York, the River und und. Work in progress: Babel. Wem es gerade mal wieder dreckig geht in Berlin oder Lüneburg, und es ist zufällig kein Geld da oder keine Zeit, mal eben nach New York zu jetten, der kann sich behelfen und Don Byron anhören: *Music for six musicians*. Nonesuch Records, LC 0286. Zum Beispiel. „... to hell with Kierkegaard, Nietzsche and the alikes of Foucault ...“ spricht Sadiq zu Beginn. Es ist funky und es versammeln sich Coltrane und Weil. Und wenn der Don mit seiner Clarinette einsetzt, dann traut man seinen Ohren kaum. Der Mann scheint seinen Lehrer in der Lower East Side gehabt zu haben, es hätte gut Dave Tarras sein können. Sie kennen Dave Tarras? Den großen Alten des Klezmer, der glücklicherweise noch erlebte, daß es gegen alle Voraussagen doch noch weitergeht mit dieser Musik? Nichts gegen den hier beliebten Feidman, den Benny Goodman des Klezmer, aber Tarras war eben kein Philharmoniker. Eben. Man hört's. (Wer's genauer will, kann versuchen, Dave Tarras: *A master of the jewish Clarinet. Music for traditional Jewish Wedding*. EFAC A 8902 c/o Ethnic Folk Arts Center, Inc. 131 Varick, Siute 907, New York, NY 10013-1493 zu ergattern. Recorded 1979)

Byron shpil haymish groove. Er hat sich, so meint er, aus dem Klezmer zurückgezogen, weil er nicht to be „the black guy, who does Klezmer“. Aber in *Music for six Musicians* tönt er wie in einer dancing hall in der lower Eastside. Man höre *I chill on the Marley tapes* oder *Crown Heights*. Eine jazzige Remark zum Klezmer. Und schon mein Großvater war der festen Überzeugung, daß die beste Pessach Haggadah *Go down. Moses* heißt und von Luis Armstrong gesungen wird. Don, shpil es nokh amol!

„Wer spricht heute noch von dem Völkermord an den Armeniern?“, mit dieser Gegenfrage räumte Hitler die dürftigen Bedenken ~ „Was macht denn das für einen Eindruck, wenn wir die Juden umbringen?“ seiner Entourage beiseite. Sagt man. Fast war es so, jetzt im April 1995, als sich der Beginn des großen Mordens zum achtzigsten Mal jährte: Kaum ein Laut.

Man hat seinen Werfel gelesen. Vom mutigen Armin T. Wegner, der damals als kaiserlicher Soldat in der Türkei war und aufschrieb, was er sah, ist schon weniger bekannt. Sein *Sendschreiben an den deutschen Reichskanzler Adolf Hitler* ist als Typoskript in der FU Berlin zugänglich. Seine ausführliche Armenienpetition an den deut-

sehen Reichstag im Jahre 1916 muß in einem einschlägigen Archiv liegen.

Ossip Mandelstam. Für mich eine Entdeckung. Von April bis November 1930 ist er mit seiner Frau Nadeschda nach Armenien gefahren. 1990 erschien die erste unzensurierte Mandelstam-Ausgabe in der Noch-Sowjetunion. „Doch mein Auge, versessen auf alles Seltsame, Flüchtige und schnell Verfließende, hat auf der Reise nur das lichtbringende Zittern der Zufälligkeiten, das Pflanzenornament der Wirklichkeit eingefangen.“, wird er schreiben, zurückgekehrt nach Moskau – „in Moskau gibt es Telephone, Faulbeerbäume. Durch Hinrichtung berühmt ist jeder Tag.“ Von seiner Reise bringt er Sätze mit wie: „Es war die herrlichste Beifallsbezeugung, die ich in meinem Leben zu hören bekommen habe: Man bejubelte einen Menschen für die Tatsache, daß er noch kein Leichnam war.“ Man begegnet Sarjan, dem Maler, Kegische Tscharenz, „Wer war er? Ein geborener Witwer, bei noch lebender Ehefrau“. Man wird auf dieser Reise Buffon treffen, Lamark und Linné: „Linné hat bestimmt als Kind im kleinen Uppsala die Jahrmärkte besucht, hat sich nicht satt hören können an den Erklärungen in der fahrenden Tierschau.“ Es ist eine – damals wie heute – neue Prosa. Mandelstam ist ein Rädelsführer nomadisierender Worthorden. Die Schatztruhe der großen Revolution in dem riesenarmen Land wird erst jetzt, von ihren Gegnern, geöffnet.

*Armenien, Armenien* enthält den Reisebericht einschließlich der dazugehörigen Notizen, die Gedichte, die aus der Reise aufgetaucht sind. Dunkelfeuchte Klippen aus der zurückweichenden Flut. Ein Buch, in das man sich lagern kann wie nach einer Brotzeit aus schwarzen Oliven, herbem Wein und Schafskäse.

Mandelstam starb irgendwann 1933 in einem sowjetischen Gefängnis. Genaues weiß man nicht. Eines seiner Gedichte beginnt mit dem Satz: „Kalt ist der Rose im Schnee ...“ und schließt: „Schnee, Schnee auf Reispapier. Der Berg schwimmt an die Lippen. Ich friere. Bin so froh ...“

Isaac Babel, der Genosse Mandelstams, erschlagen wie er, schreibt 1920 in seinem Tagebuch: „Wie wir die Freiheit bringen, – schrecklich.“

Ossip Mandelstam: *Armenien, Armenien, Notizbuch, Gedichte 1930–33*. Zürich: Ammann Verlag 1994.

Wo gehen wir denn heute abend hin? Heute ist Kinotag. Wenn wir Glück haben, finden wir ein Kino, das uns *Lisbon Story* von Wim



Wenders zeigt. Glück braucht man schon, denn in der Regel sind neunzig Prozent der deutschen Leinwände mit Importware aus Amerika bespielt. Und die Filmförderungsanstalt in Berlin zahlt Warner ein paar Millionen Mark Zuschuß für die Kopien.

Langsam kehrt Portugal von seiner Reise zurück, müde und salzverkrustet. Der Geruch von Tang und die Zärtlichkeit salzrauer, trossengeschundener Hände: ein Leben aus dem Meer.

Am Cabo da Roca, dem westlichsten Punkt Europas, ist zu lesen:

... onde a terra se acaba e o mar começa/  
wo das Land endet und das Meer beginnt  
E onde palpita o espirito de Fé e de Aventura/  
Und wo der Atem des Glaubens und des Abenteuers bläst  
Que levou as caravelas de Portugal em busca/  
der die Caravellen Portugals trug auf der Suche  
De nuvos mundos para o mondo/  
nach neuen Welten für die Welt.

Nein, *Lisbon Story* ist kein Film über Lisboa – es ist ein Film an die Stadt, die anders als Pompeji nach der großen Katastrophe weitermachte. Wie schön, daß es auch sowas in Europa gibt: willkommen! Irgendwo hatte Wenders gesagt, daß schon seit vielen Jahren immer wieder in der Stadt am Tejo ist, hatte gemeint, Portugal „sitzt auf der Nase von Europa“ und auch, daß er, allem Bemühen zum Trotz, aus der Sprache nicht schlau wird. Unverständlich, rätselhaft und dunkel. Sagte er.

Bilder von Tönen – und was ist das schon für eine merkwürdige Aufteilung der Welt? Es gibt: Farbtöne in Bildern, Halbtöne; Klangbilder aus Noten.

Rüdiger Vogler ist der Tonmann Winter, der sich langsam mit einem alten roten Citroen CX Break Portugal nähert. Man hatte ihm geschrieben: „SOS, das Filmen geht doch nicht ohne Ton, komm!“ Das Autoradio führt uns vor, wie es sich anhört, unser Europa: die seriösen Deutschen, die Solidität eines Gebrauchtwagenverkäufers in der Tagesschaustimme, die aufgeregten Franzosen – aux armes, citoyens! –, das scharfe Spanisch, schartig und geeignet, die geprefte Mannschaft einer behäbigen Caravelle zu kommandieren... So könnte es sein, eines Tages.

Winter hört im Auto eine Lehcassette: *Portugiesisch leicht gemacht*. Fala Portugues? Fffala; man muß die oberen Schneidezähne auf die Unterlippe legen und Luft entweichen lassen, die Lippen dabei

leicht gespitzt. Die restlichen Buchstaben des Wortes müssen wie ein barquinho von dieser Brise angetrieben werden, auf daß sie segeln, bis sie im Hafen eines dunklen Vokals ankommen. Ffado, o meu fffado – mein Lied, mein Schicksal. Winter schafft es nicht, da macht es ihm der linke Vorderreifen vor: pfffff. Ein Platten. Später ziehen auf-flatternde Tauben das Ffff durch die Tonspur.

Und dieses S! Portuguesch – ein kalter Guß Gischt und doch auch die Strophe eines Schlafliedes. *Lisbon Story* ist ein Film über diese dunkle Sprache, die aus dem Meer gewonnen zu sein scheint und stammt doch nur von den Römern.

Teresa Salgueiro, die dunkle Schöne, die vor mehr als zwei Jahrtausenden mit den Phönikern nach Alis Ubbo, – liebliche Bucht – Lisboa, gekommen ist...

Mit ihrer Gruppe Madredeus singt sie eine Stille, darin der Teijo fließt. Der Fluß kommt aus Toledo, wo sie die Stähle schlifften, die in Strumpfbändern getragen wurden. Teresa wiegt ihn in ihrem Gesang und läßt ihn bis Afrika fließen. Schsch, ffff.

Ein Film zum Erholen, ohne die Anstrengung einer Geschichte, mit Bildern in Tönen, die nicht bloß Motive wurden.

Camoës, der verjagte Dichter Portugals, singt in seinen Lusiaden:

Zerrinnen laß ich die gequälte Zeit  
und streue meine Sehnsucht ohne Ende  
am Meeresufer hin in Einsamkeit.

Wim Wenders: *Lisbon Story*. Road Movie, Berlin, 1995. Ein Film, in dem man Töne sehen kann und Bilder hören.

Neue Welten für die Welt.

„I must say, I don't object to its being called McNamara's war“, so meinte der junge Mann, der Minister wurde und McNamara hieß, in den späten sechzigern. Er ist alt geworden und wird bald sterben. Nun kann er uns erzählen, wie es wirklich war. Aus dem Tränenintensaß hat er seine Erinnerungen an den Krieg, der einmal der seine war, geschrieben: *Vietnam, a tragedy and a lesson*. Gemeint ist wohl die Tragödie des jungen Mannes, der mit 44 Jahren Kennedys Kriegsminister wurde. Ein erfolgreicher Mann, der den zweiten Weltkrieg als Marinestatistiker erlebte und Anfang der sechziger der erste Chef von Ford Motor Company wurde, ohne den Namen Ford zu tragen. Der Mann, der den body-count einführte und die killing rate. Dem auf

einem Empfang in New York Jacqueline Kennedy Onassis mit ihren Fäusten eintrommelte: „Stoppen Sie dieses Schlachten ...“

Die Tragödie des Wirtschaftsfachmannes als Feldherr. Von der Tragödie der Erschlagenen, verkrüppelten „Gooks“, so hat man sie genannt, ist nicht so sehr die Rede, von der gegenwärtigen Armutstragödie des entlaubten, zerkraterten Landes Vietnam, das einmal ein Bild der Zierlichkeit gewesen sein muß, auch nicht. Seit zwei Jahren macht 'Nam ein bißchen Geld mit amerikanischen Touristen, die ihre massigen Körper durch die erhaltenen Tunnelanlagen des Vietcong zwängen. „Isn't it marvellous?“

Das Buch ist ein Muß. Über die Illusionen, die wir uns von denen machen, die sich keine Illusionen machen, sondern die die telegrafischen Befehle zum Umsturz einer befreundeten Regierung mal eben zwischen Loch 5 und 6 auf dem Golfplatz unterschreiben. Der zu stürzende Regierungschef hieß Diem und „regierte“ Südvietnam.

Blankes Erschrecken. Der Rassismus war die Grundlage des Krieges. „Wir bomben sie zurück in die Steinzeit“, hatte General Westmoreland gesagt und damit die Dinge auf den Kopf gestellt. Denn eigentlich war er der festen Überzeugung, es mit Steinzeitmenschen zu tun zu haben. Als politische Grundlage diente die Dominotheorie, die soviel Theorie war wie alle rassistischen Theorien. Heute gibt's der Minister zu. Phantasie, reine Phantasie. Am 9. September 1963 wurde der große Kennedy in einem NBC-Interview gefragt: „Haben Sie irgendwelche Zweifel an der Dominotheorie, daß, wenn Südvietnam fällt, auch das restliche Südostasien dahin ist?“ Antwort: „Nein. Ich glaube daran. Ich glaube daran.“

Da spannt sich ein Bogen von Hiroshima nach Hanoi, man ahnt seine Umriss erst. „In Bezug auf den fernen Osten, also die gelbe Rasse, die weitaus zahlreicher ist als die weiße, wird es der weißen Rasse zum Vorteil sein, wenn sie mit ihnen Freundschaft schließt und kooperiert. Besser, als sie zu Feinden zu haben und zu sehen, wie sie alle Maschinen der westlichen Zivilisation nutzen, die weiße Rasse zu überrennen und zu erobern.“ Wer das gesagt hat? Franklin D. Roosevelt, 1944. Seine Freundin Daisy hat es aufgeschrieben. Heute sagt der Minister, hätte man damals gewußt, was das für ein Land war, Vietnam, und was für Menschen, dann hätte man sich auf dieses Abenteuer nicht eingelassen.

Auch wir hatten es nicht richtig begriffen, damals, als uns Schütz zu Typen ernannte. Wir sprachen vom ganz gewöhnlichen Imperialismus.

Waren wir blind? Vielleicht, ganz vielleicht haben wir Amerika damals ein Stückchen mehr geliebt als die vorseilenden Strammsteher in Bonn und Berlin. Weil es den AFN gab und Bob Dylan und Alan Ginsberg und Susan Sontag und vielleicht auch wegen der Fotos aus Buchenwald, wo man Soldaten des schwarzen Panzerbataillons 761 sieht, groß und stark und schwarz, mit Gesichtern aus Verzweiflung, die die Haut-und-Knochen-Kinder des Lagers auf ihrem Arm halten. Die Strammsteher, vielleicht, haben diese Bilder nie verziehen. Wollten Amerika nicht gut und freuten sich des gräßlichen Krieges.

Man muß das Buch lesen. Ich weiß, es ist auf Marthas Vineyard geschrieben, das nicht entlaubt ist, sondern ein kleines Paradies, und ganz so tragisch ist das Leben des späteren Weltbankpräsidenten Bob eben nicht verlaufen. Und man hat auch nichts davon gehört, daß er den Profit aus der Veröffentlichung sagen wir, einem Krankenhaus in Vietnam zur Verfügung stellt.

Nein, es ist nicht ehrenwert, so ein spätes Buch, es ist das Geringste, was man erwarten kann. In Amerika, selbst von einem wie McNamara. Nicht in Deutschland. Von einem wie Kiesinger oder Schütz oder Mielke oder... Auch darum.

Fährt man von Berlin aus 80 km ostwärts, ist man in Polen. So nah und doch einen ganzen Frieden weit weg. Was wissen wir schon von Polen? Selbst der Bundespräsident, erzählt man sich, hat es nicht auf die Reihe bekommen, daß es in Warschau zwei Aufstände gab: den im Ghetto 1943 und den Aufstand zum Ende des Krieges: in seinem Grußtelegramm an den polnischen Präsidenten zum fünfzigsten Jahrestag des letzteren sprach er vom Ghettoaufstand.

Ein Volk, dem die Führungsschicht von Hitler und Stalin, von Deutschen und Russen gemordet wurde. In diesem Zusammenhang ist viel vom polnischen Antisemitismus die Rede; als ob der deutsch-russische Überfall auf das aus alter Zeit stammende Land der Verhinderung der polnisch-katholischen Progrome gegolten hätte. Weniger spricht man davon, daß es ab Januar 1943, in England und in Amerika für „threepence net“ eine Note zu kaufen gab: *The Republic of Poland, Ministry of foreign affairs*, adressiert: *To the Governments of the United Nations on December 10th, 1942*, Titel: *The Mass Extermination of Jews in German Occupied Poland*. Zum Beispiel 1942.

Ludwik Zamenhof, Sobotka, Theodor Rygiel, Ludwik Paskiewicz, Stefania Sempolowska, Stanislaw Szczepanowski, Stefania Wil-

czynska... Der sächsische Garten in Warschau. Der Solec, ein Warschauer Stadtteil. Namen, Orte einer Welt, daran Blitzkrieg verübt wurde.

„Warschau ist mein und ich bin sein. Ich gehe noch weiter: ich bin Warschau. Mit dieser Stadt war ich fröhlich und traurig, ihre Heiterkeit war meine Heiterkeit, ihr Regen und ihr Schmutz waren mein Regen und mein Schmutz (...).“ Zum Schluß:

„Die polnische Sprache hat kein Wort für ‚Heimat‘.

Vaterland – das ist zu viel und zu schwer.

Empfindet das nur der Jude oder vielleicht der Pole auch? ~

Vielleicht nicht Vaterland, sondern Häuschen und Garten?

Liebt denn ein Bauer sein Vaterland nicht?

Wie gut, daß auch die Feder schon zu Ende geht. Ein arbeitsreicher Tag wartet auf mich.“

Das ist aus: *Tagebuch aus dem Warschauer Ghetto 1942*. Janusz Korczak. Korczak? Richtig! 1972, 40 Jahre nach seiner Ermordung, hatte er posthum den Friedenspreis des deutschen Buchhandels bekommen. Kinderbücher hatte er geschrieben: *König Hänschen*, *Wie man ein Kind lieben soll*, und und. Sein erstes Tagebuch wird 1914 veröffentlicht: *Beichte eines Schmetterlings*. Im Deutschen ist es auszugsweise abgedruckt im Band: *Von der Grammatik*, der 1991 in Heinsberg/Agentur Dieck erschien. Was kann ein Schmetterling im Ghetto schreiben? Mein Gott, ein Schmetterling im ständig enger werdenden steinernen Inferno. „In diesem Augenblick brachte mir Semi seinen Brief ans Bett: ob es so recht sei?

„An den hochwürdigen Herrn Pfarrer von der Gemeinde Aller-Heiligen. Wir bitten den sehr verehrten Herrn Pfarrer höflichst, uns in seiner Güte zu erlauben, ein paarmal samstags in den Morgenstunden (sechs Uhr dreißig bis zehn Uhr) in den Kirchengarten zu gehen.

Wir sehnen uns nach ein bißchen Luft und Grün. Bei uns ist es eng und dumpf. Wir möchten die Natur kennen und lieben lernen. Die Anpflanzungen werden wir nicht beschädigen. Wir bitten inständig darum, unsere Bitte nicht abzuschlagen.

Zygmus  
Semi  
Abrasza  
Hanka  
Aronek.““

Nachum Remba, damals Sekretär der jüdischen Gemeinde, hat einen kurzen Bericht geschrieben, der sich in den geheimen Archiven des Warschauer Ghettos findet, die von Dr. Emanuel Ringelblum aufgebaut wurden:

„Dichtgedrängte menschliche Masse, von Peitschen angetrieben. Plötzlich befahl Herr Szmerling (der jüdische Kommandeur der Transportstelle), daß die Waisen vortreten sollen. Korczak war am Kopf der Prozession. Den Anblick werde ich nie vergessen. Man bestieg nicht einfach die Lastwagen, es war ein organisierter schweigender Protest gegen diese Barbarei. Im Gegensatz zu den dichtgedrängten Massen, die wie Lämmer zum Schlachter gingen, begann nun eine Prozession, die man vorher noch nie gesehen. Die Kinder hatten Reihen zu viert gebildet, Korczak an der Spitze, die Augen zum Himmel; er hielt zwei Kinder an ihren kleinen Händen. Der zweite Zug wurde von Stefania Wilczynska, der dritte von Broniatowska – ihre Kinder hatten blaue Rucksäcke – und der vierte von Szternfeld geführt. Selbst die Polizei stand stramm und salutierte. Als die Deutschen Korczak sahen, fragten Sie: ‚Wer ist dieser Mann?‘“ Die Fahrt ging nach Treblinka.

„Nicht so sehr der Versuch einer Synthese als vielmehr einem Grabstein aus Versuchen, Erfahrungen, Fehlern. Vielleicht ist das einmal, nach fünfzig Jahren, jemandem von Nutzen ...“ Es ist eine rücksichtslose Schrift, ohne Gnade – vom barfüßigen Schreiben in der Hölle.

„Musiek ist in Paris geboren und wurde später dem Vaterland zurückgegeben; dann vergiftete er drei Jahre lang das Leben von dreißig Waisenkindern im Kindergarten.

Ich habe in der *Speziellen Pädagogik* einen Aufsatz über ihn geschrieben und darin die Auffassung vertreten, daß Strafkolonien notwendig seien, und ich habe dabei sogar die Todesstrafe erwähnt. Er ist noch so jung! Noch fünfzig volle Jahre wird er sein Unwesen treiben! Die verehrte Frau Maria, betroffen lächelnd:

„Sie scherzen wohl?“

„Durchaus nicht. Wieviel menschliches Leid, wieviele Schmerzen, wieviele Tränen ...“

„Sie glauben also grundsätzlich nicht an eine Besserung?“

„Ich bin kein Adler“, antwortete ich barsch.

Mit Frau Dr. Grzegorzewska kann man nicht lange böse sein.

Ein Kompromiß: ich habe die Todesstrafe gestrichen, war also nur noch für die Besserungsanstalt – aber eigentlich gegen meine Überzeugung.

Sind denn die ehrlichen Leute aus den oberen Schichten schon derart zwangsläufig für den Kalvarienberg bestimmt?

Warum schreibe ich das?

Nur so. Es gibt Teufel. Es gibt sie. Aber auch unter ihnen sind nicht alle gleich boshaft.“

Und vielleicht sollte man Polnisch lernen. Ein wenig.

Lange noch werden wir in Sprachkratern herumkriechen und Splitter sammeln. Buntmetall für ein paar Pfennige vom Lumpensammler, Trümmerschreiber. Gedichte nach Auschwitz? Gewiß. Nur sind sie so mühselig zu entziffern hinter der Membran aus Tränen in unseren Augen. Und wir wissen nicht, stammt sie noch vom beißenden, süßen Rauch aus den Schloten oder schon von der Trauer, dem Weh?

Zu lesen. Es war einmal eine Zivilisation, es war einmal eine Zukunft.

Korczak: „Es ist Nacht, aber das versteht sich ja von selbst.“

ANZEIGEN



# LACAN

*The Absolute Master*

Mikkel Borch-Jacobsen

*Translated by Douglas Brick*

eine dt. Übersetzung ist im Wilhelm  
Fink Verlag in Vorbereitung!

Stanford University Press  
*Stanford, California*

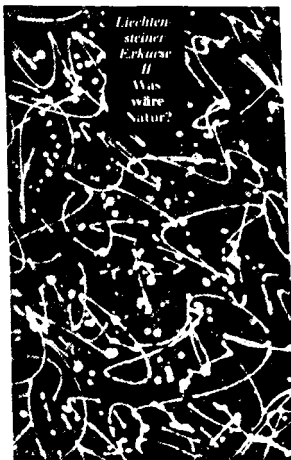
Liechtensteiner Exkurse II

## Was wäre Natur?

**D**argestelltes und sich Darstellendes ist Natur in den naturwissenschaftlichen Modellen und Experimenten nicht weniger als in den überkommenen literarischen und allegorischen Topoi, in den 'unmittelbaren' Naturerlebnissen nicht weniger als in den kontrollierten Verfahren und Erfahrungen des Labors. Deren Differenzen und Gemeinsamkeiten nachzugehen, eröffnet einen weiten Themenbereich: von den ideologischen und historisch variablen epistemischen Strukturen, in denen und gegen die 'Natur' zur Darstellung kommt, bis hin zu jenem begründenden Zug, der in der Differenz von Kultur und Natur wie sie im indo-europäischen Sprachbereich ausgeprägt ist, die Züge unseres Lebens, Denkens und Darstellens organisiert.

Beiträge von Mario Broggi, Friedrich Cramer, Johannes Fehr, Eleonore Frey, Hans-Jost Frey, Norbert Haas, Vreni Haas, Gerhard Herrgott, Dieter Hombach, Carol Jacobs, Lutz Moi, Rainer Nägele, Gabi Nöldner, Detlef Otto, Hans-Jörg Rheinberger, Christian Ratsch, Theo Roos, Fritz Rumler, Beryl Schlossman und Stephan Sprenger.

**Die kulturelle Entwicklung löst ihr Versprechen eines Endes der Naturgeschichte handfest ein, indem sie zu ihr zurückkehrt: als physikalischer Faktor in der Dynamik des Planeten.**



Liechtensteiner Exkurse II  
Was wäre Natur?  
389 S., 14 x 21 cm  
fr. Broschur, 48.- DM

**Edition Isele  
Heidelstraße 9  
D-79805 Eggingen**

Roger Hofmann

**Beschreibungen des  
Abwesenden**  
Lektüren nach Lacan

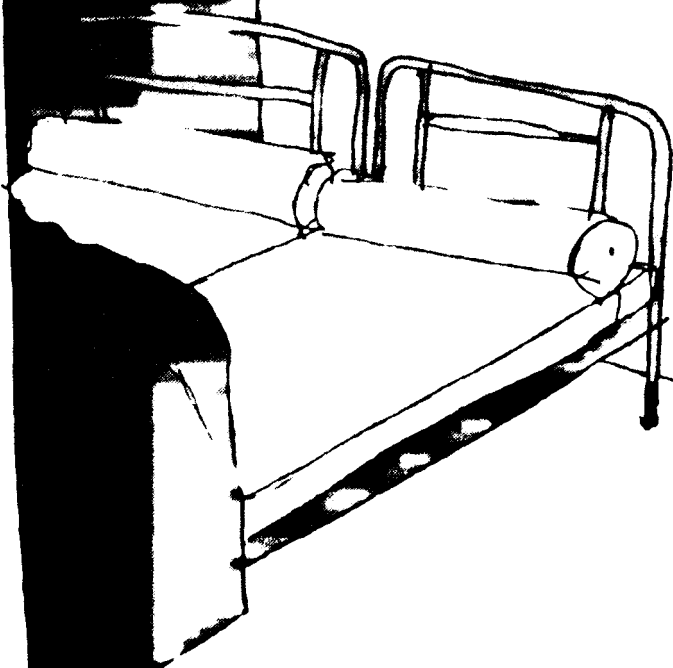


**PETER LANG**

Frankfurt am Main · Berlin · Bern · New York · Paris · Wien

Livia

...MILIO...  
...NUR...  
...der Reise...  
ROMAN



Residenz Verlag

# DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE UND ANDERE VERSUCHE

HEFT 1 J. Lacan: *Beim Lesen Freuds* · L. Mai: *Sprache und Sprechen in der Psychoanalyse* · Ch. Schrübbers: *Aus der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung*. ■ HEFT 2 *Zur Theorie der Lehranalyse* · L. Israel: *Übermittlung und/oder Lehre*. ■ HEFT 3 F. A. Kittler: *Lullaby of Birdland* · J. Hörisch: *Wagner mit Homer* · D. Otto: *Die Diskretion und die Identität in Gottfried Kellers „Sinngedicht“*. ■ HEFT 4 H.-J. Metzger: *Play it again, Sam!* · R. St. Zons: *Literaturgeschichte am Leitfaden des Leibes* · *Zur Theorie der Lehranalyse II*. ■ Die HEFTE 5-10 sind VERGRIFFEN. ■ HEFT 11/12 Cl. Lévi-Strauss: *Ein kleines mythisch-literarisches Rätsel* · Eine „Lacansche“ Psychose · L. Mai: *Affekt und Effekt beim Zwangsneurotiker* · F. Kittler: *Flehsig/Schreiber/Freud* · H.-J. Metzger: *Editorial* · *Rezensionen zu Abraham/Torok*. ■ HEFT 13 *Das Begehren zu schlafen*. Eine Antwort Lacans · N. Haas: *Antworten an Poinçon* · R. Stalder: *Schrift und Schreiben* · R. Nägele: *Nietzsches Hexentrank: Ressentiment, Identität und Verneinung* · N. Haas: *Entere Gründ'* · B. Schlossman: *Lesen am Rande des Augustinischen Textes* · Miles Davis im Gespräch ■ HEFT 14 J. Lacan: *Vorschlag vom 9. Oktober 1967 (Auszug)* · N. Haas: *Der Szientismus Freuds* · D. Hombach: *Freuds Traum* · W. Seitter: *Die Königin als Ausweg aus der vaterlosen Gesellschaft* · H. v. Helmholtz: *Robert Mayers Priorität*. ■ HEFT 15 N. Haas: *Laurence Bataille* · L. Bataille: *Das Begehren des Analytikers und das Begehren, Analytiker zu sein* · Jacques-Alain Miller/François Ansermet: *Gespräch* · P. Warsitz: *Gestalt und Struktur*. ■ HEFT 16 G. Gould: *Rat an eine Abschlußklasse* · A. L. Stern: *Wo Es War: Weiss.Ein Dunkel* · N. Haas: *Zum Unternehmen der Technik* · R. Nägele: *Offenbare Geheimnisse* · H. Gallas: *Kleist's „Penthesilea“ und Lacans vier Diskurse* · A. W. M. Mooi: *Der symbolische Vater* ■ HEFT 17 V. Haas: *Astrid Lindgren*. A. Lindgren: *Das grenzenloseste aller Abenteuer* · H. J. Rheinberger: *Organismus und Organisation* · D. v. Hoff: *Marguerite Duras: eine „filmende Schriftstellerin“* · J. Périn: *Les Portes/Die Türen...* · N. Haas: *Pariser Romanze* · R. Krokowski: *Das „g a h-Motiv“*. *Notiz über das Verhältnis von Arbitrarität und Fixierung* · H.-J. Metzger: *Den Analytikern ins Stammbuch geschrieben* ■ HEFT 18 A. Birnbaum: *Über den Wunsch, das letzte Wort in der Geschichte zu behalten...* · D. Otto: *Peter Handke beim Vorlesen und Sprechen* · J. Rigueur: *Freud und Peano wiederlesen* · D. Hombach: *Zur Logik selbstorganisierter Systeme* ■ HEFT 19 N. Haas: *Über die Zeit der Psychoanalyse* · Th. Roos: *Zu Bob Dylan* · S. Weber: *Genets „Balkon“* · D. Hombach: *Selbst organisierte Systeme, 2 Teil* · H. Wittenbecher: *Zu den beiden deutschsprachigen Ausgaben von Freuds „Entwurf“* ■ HEFT 20/21 L. Mai: *Längerer Brief zum Weitermachen????* · E. Porge: *Freud, Fließ und seine schöne Paranoia* · D. Hombach: *Zur Logik selbstorganisierter Systeme* · Dritter Teil · N. Haas/V. Haas/H.-J. Metzger/H. Naumann: *Restorfer Gespräch über die Lacan-Edition, Herbst 92* ■ HEFT 22 H. Naumann: *Freundschaft* · R. Léthier: *Bataille mit Lacan* · L. Mai: *Längerer Brief zum Weitermachen????* · N. Haas: *Serge Leclair 1924-1994* · D. Hombach: *Zur Logik selbstorganisierter Systeme* · Schluß · F. W. Pilgram: *Erinnerungsarbeit mit Freud* ■

SONDERHEFT 1 LACAN LESEN · EIN SYMPOSION mit Beiträgen von M. Frank, F. Kaltenbeck, N. Haas, L. Mai, P. Müller, J. Prasse.

DER WUNDERBLOCK erscheint unregelmäßig. Das Einzelheft kostet DM 18,-; das Sonderheft (144 S.) DM 24,-; ein Abonnement von vier Heften DM 55,-. Versandkosten: Einzelheft DM 4,-; Abo von vier Heften DM 15,-. Bestellungen nehmen der Verlag DER WUNDERBLOCK 10707 Berlin, Konstanzer Str. 11, und alle Buchhandlungen entgegen. Eine Kündigung ist 14 Tage nach Erhalt des vierten Heftes möglich. Alle Zahlungen bitte erst nach Rechnungsstellung. Adressenänderungen bitten wir dem Verlag schnellstens mitzuteilen.



Ich bestelle: ..... Ex. der Sondernummer LACAN LESEN  
..... Ex. Heft des WUNDERBLOCK  
..... Ex. Heft des WUNDERBLOCK  
..... Ex. Heft des WUNDERBLOCK

Ich abonniere ..... den WUNDERBLOCK ab Heft

Bei der Bestellung eines Abonnements direkt beim Verlag weisen wir daraufhin, daß der Besteller das Recht zum Widerruf der Bestellung durch schriftliche Erklärung an den Verlag DER WUNDERBLOCK, 10707 Berlin, Konstanzer Straße 11, hat und daß zur Wahrung der Frist die rechtzeitige Absendung des Widerrufs genügt. Die Kündigung des Abonnements ist 14 Tage nach Erhalt des vierten Heftes möglich.

---

Datum, Unterschrift

Zahlung nach Rechnungsstellung